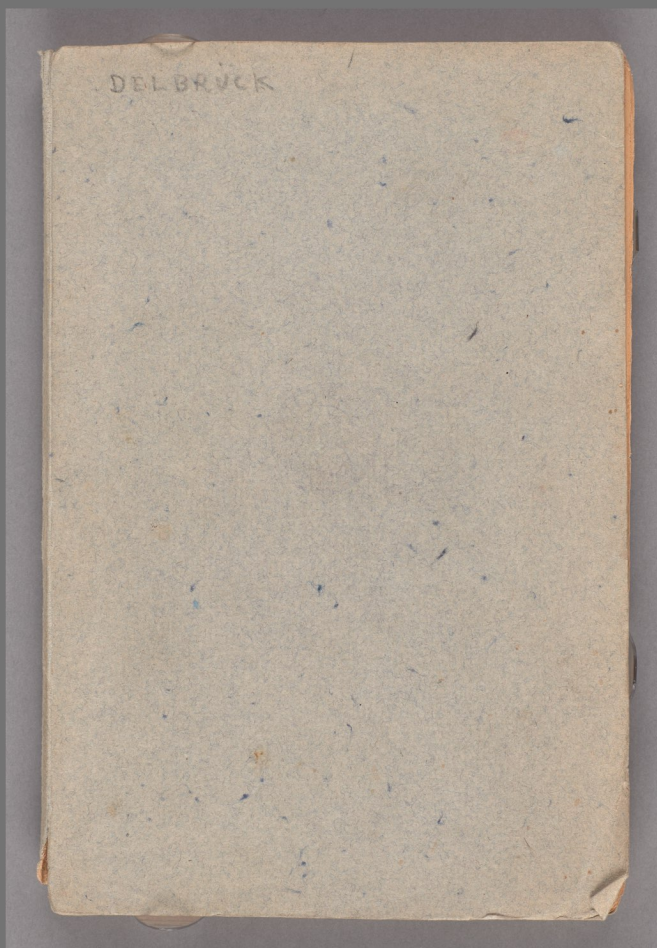


Delbrück, Hans

Ludendorff, Tirpitz,  
Falkenhayn



I25 A6i Br.

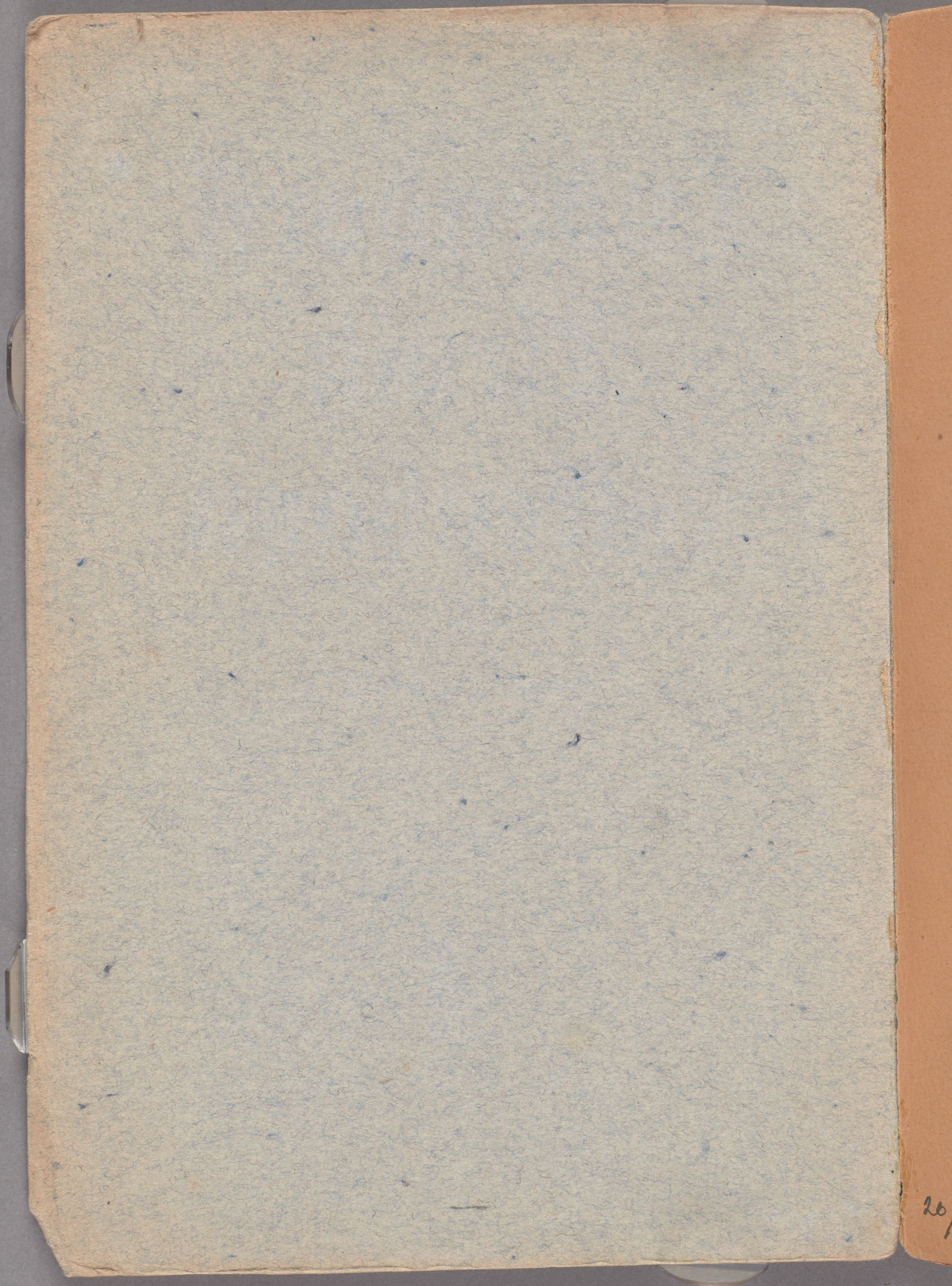
Tillkomstår 1920

Digitaliserad år 2020



National Library  
of Sweden

DELBRÜCK



20

15

2. hint  
Krieg 1914  
Agit  
(Bv.)

# Ludendorff Tirpitz Falkenhahn

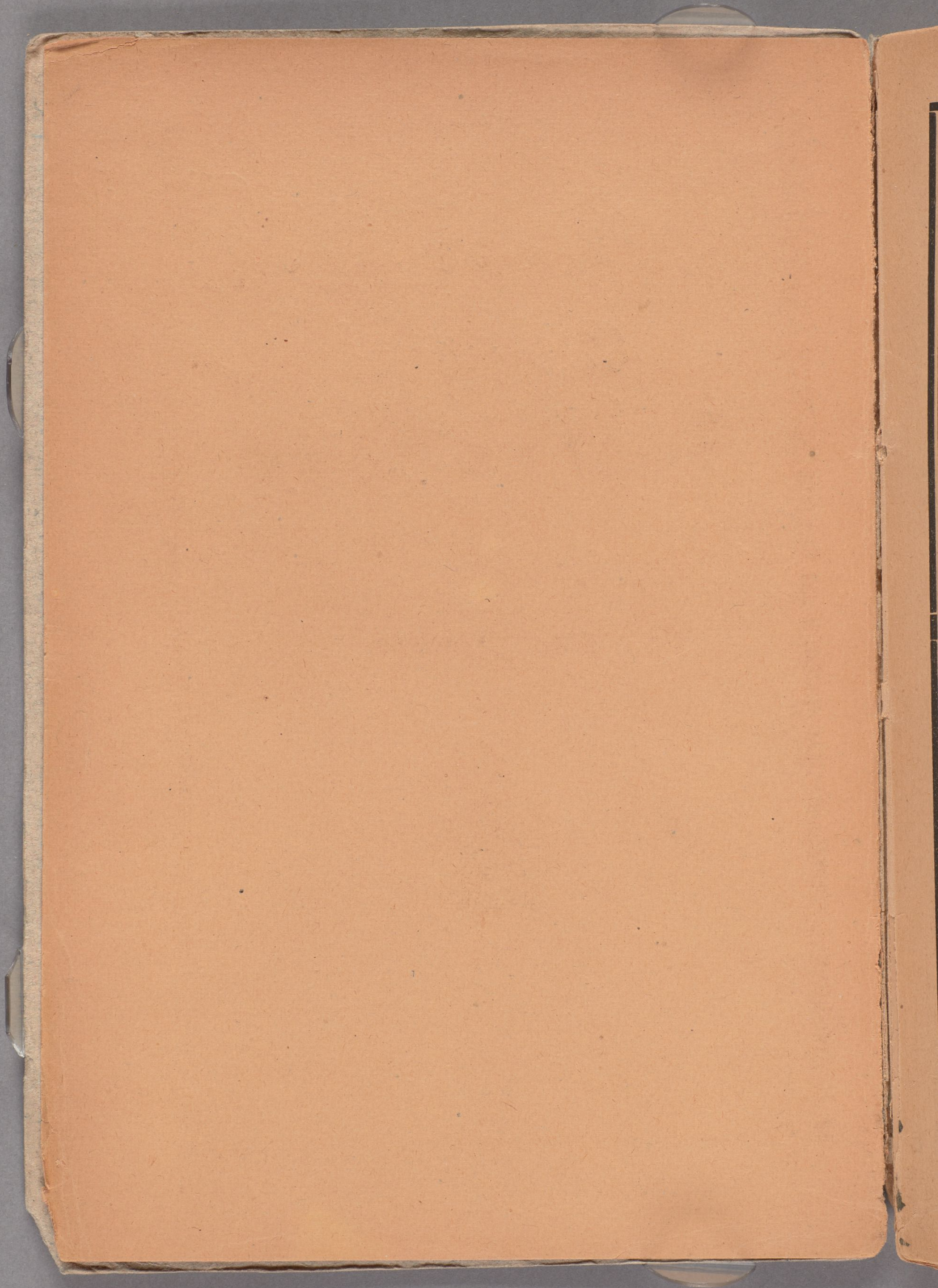
von

Hans Delbrück



Verlag Karl Curtius in Berlin.

20/734



Ludendorff  
Tirpitz  
Fallenhan

von

Hans Delbrück



Verlag Karl Curtius in Berlin  
1920

Die hier vereinigten drei Aufsätze sind eine verbesserte und erweiterte neue Auflage von Arbeiten, die ursprünglich im letzten Oktober-, November- und Maiheft der Preussischen Jahrbücher erschienen sind.

## Ludendorff.

Erich Ludendorff. Meine Kriegserinnerungen 1914—1918. Mit Skizzen und Plänen. E. S. Mittler & Sohn, Berlin. In Halbleinen 30 M.; in Halbleder 45,50 M. Das Buch ist sonst sehr gut ausgestattet, das Register aber ungenügend und unvollständig.

Die lange erwarteten Kriegserinnerungen des Generals Ludendorff sind endlich erschienen. Die Pause, die eintrat, nachdem bereits gemeldet war, daß das Werk vollendet sei, wird ihm zugute gekommen sein. Man wird sich vorstellen können, mit welcher inneren Erregung dieser leidenschaftliche Mann gleich nach seinem Sturz an die Ausarbeitung seiner Verteidigungsschrift gegangen ist und freut sich nun, trotz Einseitigkeit des Standpunkts doch den Personen gegenüber ein nicht gar zu schroffes, vorsichtig abgetöntes Urteil zu finden. Die militärischen und politischen Zusammenhänge werden scharf herausgearbeitet, die organisatorische Tätigkeit anschaulich dargestellt. Bei allem Neuen, womit das Werk unsere Erkenntnis bereichert, kann man aber schließlich doch von dem Buche fast dasselbe sagen, was ich schon im September-Heft der „Preuß. Jahrbücher“ von den vielfachen „Enthüllungen“ jenes Monats sagte, daß sie im Grunde nur das Bild bestätigen, was ein kundiger und kritischer Beurteiler sich auch vorher habe bilden können. Ich habe von dem, was ich früher und während des Krieges über die Persönlichkeit, die Verdienste und die Fehler des Generals geäußert habe, nichts zurückzunehmen. Ich sehe im General Ludendorff eine Willens- und Herrschernatur, wie einst der General Bonaparte, wie Bismarck. Aber seine Denkweise war eine rein militärische und das reichte für die Erfüllung seiner Aufgabe nicht aus. Wenn die Tatsachen und die früher bekannt gewordenen Äußerungen darüber noch irgendeinen Zweifel ließen, so muß dieses Buch, die „Kriegserinnerungen“, ihn endgültig heben. Die ganze Größe, aber auch die ganze Schwäche des Mannes, die Deutschland schließlich ins Verderben gestürzt hat, ist hier, ohne daß er selber sich dessen bewußt geworden ist, enthüllt.

Wir beginnen mit dem Stil. Er ist kraftvoll und reizt den Leser mit sich fort. Kurze Sätze, Schlag auf Schlag. Trotz zahlloser Einzelheiten wird man nicht müde. Aber eine wirkliche geistige Originalität fehlt. Nur zu oft stößt man auf Wendungen, die das, was sie sollen, nicht zum Ausdruck bringen, oder aber zu mehr oder weniger rhetorischen Trivialitäten herabsinken.

Graf Schlieffen wird „einer der größten Soldaten genannt, die je gelebt haben.“ (S. 19.) Darf man das von einem Feldherrn sagen, der nie auf die Probe eines wirklichen Krieges gestellt worden ist?

Der Verbindungsoffizier, den Oesterreich beim Feldmarschall Hindenburg hatte, ist in Verdacht gekommen, nicht nur Tatsachen, sondern auch Klatsch gemeldet zu haben. Unser Autor bemerkt dazu: „Der Verbindungsoffizier einer verbündeten Macht hat eine besonders wichtige Aufgabe. Er kann leicht Schaden anrichten. Darum muß er eine durch und durch gefestigte Persönlichkeit sein.“ Ganz gut. Aber gibt es auch Posten in der Kriegs- und Staatskunst, von denen das nicht gilt?

„Ich habe stets den Standpunkt vertreten,“ heißt es (S. 80), „auch als Lehrer an der Kriegsakademie, daß jede nicht sachlich begründete Kritik auf den Kritiker zurückfällt.“ Wir werden auf diesen Satz zurückzukommen haben; hier fragen wir nur: sollte es Leute geben, die einen anderen „Standpunkt vertreten“?

Von den stolzen Traditionen der einzelnen Regimenter, wie besonders der Garde, heißt es (S. 123), sie seien „berechtigt, dürfen aber nicht zur Bevorzugung und Ueberhebung führen, dann fangen sie an, verstimmend zu wirken und sind zu verwerten.“ Wer wird sich dieser Wahrheit verschließen?

S. 535 beschwert sich der Verfasser über die „dem Deutschen angeborene Mitteilungssucht und Großprahlerei“. Dem Deutschen angeboren? Andere haben dergleichen ehemals von den Franzosen behauptet.

Von der Einführung der Arbeitspflicht heißt es (S. 259), sie habe die große sittliche Bedeutung, jeden Deutschen in dieser ernstesten Zeit in den Dienst des Vaterlandes zu stellen „wie es der uralten germanischen Rechtsauffassung entsprach“. Inwiefern ist das spezifisch und uralte germanisch? Haben andere Völker diese Auffassung nicht auch? Diese Anrufung des Germanentums ist eine Redefloskel aus der Schatzkammer nationalistischer Journalisten. Was soll man aber gar dazu sagen, wenn behauptet wird (S. 158), Polen und Franzosen hätten durch ihre Schullesebücher ein starkes Nationalgefühl in sich wachgehalten, das ihnen jetzt zugute komme. „Wir haben eine solche Schulpolitik nicht getrieben und leiden darunter, daß

unsere Jugend nicht zum starken nationalen Denken angehalten ist.“ In der deutschen Schule soll es an Pflege des Patriotismus gefehlt haben? Nun meinetwegen. Dann soll es meinetwegen auch wahr sein, daß in den polnischen Schulen der polnische Patriotismus groß gezogen worden ist. Für die preussischen Polen werden diese Schulen wohl in Rußland und für die russischen Polen werden sie wohl in Preußen zu finden gewesen sein.

S. 296 werden wir belehrt, daß ein Darstellen der Gefahr, in der sich das deutsche Volk befinde, „anders eingewirkt hätte, als das Denken an Kriegsgewinne“.

Kaiser Wilhelm der Alte wird „dieser große Monarch und Menschenkenner“ genannt (S. 372). So kann sich nur jemand ausdrücken, der entweder selber über eine Epoche unserer Geschichte nur die patriotische Legende kennt oder, wenn er es besser weiß, glaubt, daß, weil er für die große Menge schreibe, er sich auch deren Vorstellungen anpassen müsse.

Ludendorff preist den Heldenmut unserer Soldaten. Von denjenigen, die daheim geblieben sind, verlangt er (S. 212), daß sie „vor solchem Heldentum schweigend das Haupt entblößen, statt zu reden!“ Warum schweigend? Ist es nicht wahr, wie wir bisher immer geglaubt haben, daß Achill des Homer bedurfte? Ist es nicht wahr, daß es der Gefang ist, wie Orgelton und Glockenklang, der den braven Mann lohnt? Oder meint unser Autor bloß, daß man an Heldentaten nicht herumnörgeln soll? Meint er das, so ist es wieder eine Wahrheit, der so leicht nicht jemand widersprechen wird.

In Napoleons, Gneisenaus oder Moltkes Schriften und Briefen wird man solche Urwahrheiten und rhetorische Entgeißlungen nicht finden. Darum ist es auch nicht kleinlich, daß ich sie hier hervorhebe. Der Stil ist der Mensch. Daß ich den General Ludendorff an jenen Männern messe, entspringt sicherlich nicht einer Tendenz, ihn herabzusetzen.

Ueber die Berufung in die Oberste Heeresleitung (29. August 1916) sagen die „Erinnerungen“: „meine Stellung war eine undankbare, dessen war ich mir voll bewußt“. „Schwereres war noch nie plötzlich einem Menschen durch das Schicksal auferlegt worden.“ Ich zweifle doch, ob man diese Sätze als ganz berechtigt anerkennen darf. Der General hat doch selber an den endlichen Sieg der Deutschen geglaubt; trat dieser ein, so war die ihm gewordene Stellung nichts weniger als „undankbar“, und „plötzlich“ ist sie auch nicht über ihn gekommen. Lange schon wartete ja das ganze deutsche Volk auf den Augenblick, wo dem Dioskurenpaar die Zügel übergeben werden würden. Es unterliegt doch wohl keinem Zweifel, daß Beide innerlich längst darauf vorbereitet waren, daß dieser Ruf ein-

mal an sie ergehen werde. Die ungeheure Größe der Aufgabe aber, das unermesslich Schwere, was auf ihre und besonders auf die Schultern des Generalquartiermeisters gelegt wurde, wird niemand verkennen. Die Freudigkeit, mit der etwa der jugendliche Bonaparte 1796 an die Spitze der Armee von Italien trat, oder die Zuversicht, mit der Alexander oder Friedrich oder Scharnhorst und Gneisenau 1813 in ihren Krieg eintraten, konnte hier nicht obwalten. Eher möchte man die Lage und die Stimmung heranziehen, die über Friedrich lag, als im zweiten Jahre des Siebenjährigen Krieges, 1757, die große Angriffscoalition gegen ihn, der er geglaubt hatte entgehen zu können, tatsächlich zustande gekommen war. Aber schließlich war doch wieder alles ganz anders. Die Weltgeschichte wiederholt sich nicht. Friedrich mußte unausgesetzt drei Kriegsschauplätze zugleich im Auge haben, gegen die Oesterreicher, Russen und Franzosen und schließlich auch noch gegen die Schweden. Napoleons Kriegsschauplatz reichte von Lissabon bis Moskau und sein Blick schweifte bis nach Indien. Aber was Ludendorff zu übersehen hatte, ist doch noch viel umfangreicher, weil es nicht nur so weiträumig, sondern auch in sich so unendlich kompliziert war. Daß er bei aller Entschlossenheit und allem inneren Kraftbewußtsein doch, als er sein Amt antrat, in dem schweren Gefühl der Verantwortung „Gott den Allwissenden gesenkten Hauptes gebeten hat, ihm Kraft für sein Amt zu verleihen“, wird man natürlich finden und gern lesen. Aber das Gesamtbild hätte doch wohl an Naturwahrheit gewonnen, wenn in der Farbenmischung der endlich befriedigte Ehrgeiz, das Hochgefühl, eine entscheidende Stelle in der Weltgeschichte gewonnen zu haben, bemerkbar gemacht worden wäre.

Die öffentliche Meinung sieht in Hindenburg und Ludendorff gemeinsam die Träger der genialen Strategie, die es ermöglicht hat, daß wir vier Jahre lang einer unerhörten Ueberlegenheit siegreichen Widerstand geleistet haben. So spricht sich Ludendorff selber im Eingang seiner Erinnerungen aus (S. 9). Im Fortgang der Erzählung verschwindet der Feldmarschall fast vollständig. Selten einmal, daß erwähnt wird, wie sie gemeinsam eine Auffassung gefunden, zu einem Entschlusse gekommen sind. Eine Abweichung in der Auffassung Beider ist, so weit ich mich erinnere, nur ein einziges Mal notiert, beim Herannahen der letzten Katastrophe. Sonst hören wir immer nur „ich beschloß“; „ich besorgte“; „mir schien“; „ich hatte mir die Aufgabe gestellt“; „Der Feldmarschall willigte ein“; „Die Kriegslage verlangte, daß ich Schweres auf mich nahm“. „Ich legte mir Rechenschaft ab“. „Ich lehnte ab.“ Man denkt an das Verhältnis von Gneisenau zu Blücher, der ja auch nur nach seinem eigenen Witzwort „Napoleon die Pillen eingab, die Gneisenau gedreht hatte“. Aber wenn

Hindenburg wirklich nicht mehr sein sollte, als Blücher, so wäre er sehr viel weniger. Denn Blücher, wenn er auch nach Scharnhorsts Ausdruck „von der Heerführung nichts verstand“, war doch sehr viel durch seine unmittelbare Einwirkung auf die Truppen, eine Funktion, die dem modernen Feldherrn entschwunden ist; die es nicht mehr gibt. Worin Hindenburgs persönliche Leistung bestanden hat, ist aus dem Ludendorffschen Buche nicht ersichtlich.

In meinem „Leben Gneisenaus“ habe ich das Verhältnis der beiden Dioskuren von 1813 folgendermaßen charakterisiert:

Blücher hat ausnahmslos die Ratschläge Gneisenaus über die Heerführung befolgt. „Daher sehen wir auch, daß Gneisenau in seinen Briefen sich immer als den Verantwortlichen betrachtet und sich nie auf einen Befehl Blüchers beruft. Man hat gesagt, beide Männer hätten sich in ihren Anlagen und ihrem Charakter ergänzt. Das ist eine sehr unzutreffende und irreleitende Formel: denn man kann nicht sagen, daß Gneisenau irgendwelche dem Feldherrn notwendige Gaben gefehlt hätten, die Blücher besaß: weder Kühnheit noch Beharrlichkeit im Unglück; wir finden sogar, daß nach Unfällen es Gneisenau ist, der Blücher zuspricht und ihn aufzuheitern sucht.

„Der Typus eines leitenden Generalstabschefs ist eigentlich in Rußland geschaffen worden. Aus politischen Rücksichten übertrug die Kaiserin Katharina den Heerbefehl einem russischen Großen und stellte diesem einen intelligenten Ausländer an die Seite. Das Verdienst dessen, was geschehen ist, gebührt in diesem Falle ohne Zweifel ausschließlich dem Letzteren. Aber das, was die Führung des Schlesiens Heeres groß machte, ist dort überhaupt nicht geschehen. In jenen russischen Kriegen geschah nichts als die usuelle Verwendung der Kriegsmittel, welche zu Gebote standen, und der Feldherr ordnete dieselben, indem er rein äußerlich dem Rate seines Beigeordneten Folge gab. Blücher aber nahm Gneisenaus Rat in sich auf als Geist von seinem Geiste, focht ihn durch mit der ganzen Gewalt seiner Persönlichkeit gegen die tausend widerstrebenden Mächte der vielverschlungenen Koalition, erzwang durch Ermüdung, Beispiel und Befehl von Unterbefehlshabern und Soldaten das Aeußerste der Anstrengung und das Höchste der Tapferkeit und ging voran in der Kühnheit des Wollens und Wagens, ohne welche der kühne Rat nicht nur erfolglos bleibt, sondern überhaupt gar nicht geboren wird.

„Müßling hat den Anspruch erhoben, seinerseits Gneisenau wie dieser Blücher geleitet zu haben; in ähnlicher Weise will der Oberpräsident von Schön Stein die Reorganisationsgesetzgebung eingegeben haben. Wenn Gneisenau niemals etwas Aehnliches geäußert hat, so war das nicht nur Folge seiner

Bescheidenheit, sondern ebenso sehr seiner Einsicht. Er wußte wohl, was sein Verdienst war; in dem Rest eines Konzepts wendete er den Vers: „Nur Lumpe sind bescheiden“, auf sich an, aber darum blieb ihm Blücher doch „unser Feldherr“, dessen Kühnheit er bewundert, indem derselbe seine eigenen Entwürfe ausführt. Aus solchen Aeußerungen folgt noch nicht, daß Gneisenau sich gegebenenfalls nicht dieselbe Kühnheit zugebraut hätte, wohl aber, daß er die wirklich geschehene Leistung als das Eigentum Blüchers und nicht als eine bloß formell übernommene Verantwortlichkeit ansah.

„Es wird berichtet, daß der Vortrag, den Gneisenau dem Feldmarschall hielt (meist in Gegenwart des Generalquartiermeisters und des Chefs der Artillerie und des Verpflegungswezens, wie vielleicht eines oder des andern Adjutanten), häufig in zwei Propositionen ausgelaufen sei, die eine kühner und größeren Erfolg verheißend, die andere sicherer und bescheidener. Dann habe Blücher immer und ohne Ausnahme für die erstere entschieden. Gewiß war das von vornherein Gneisenaus Wunsch und Absicht, aber er schob dem Feldmarschall die Entscheidung zu, nicht nur um die gegenseitige Stellung zu wahren, sondern weil nur der Vorwitz sich eine Verantwortung für das Angeheure aufladet, die nicht erforderlich ist.

„Diese Anschauung Gneisenaus korrespondiert mit der Eigenschaft Blüchers, trotz aller Abhängigkeit von dem Räte seines Generalstabschefs das volle Gefühl der Selbständigkeit des Willens zu behaupten. Nie kam ihm der Argwohn, er könne für beeinflusst oder beherrscht gelten und insolgedessen befiel ihn niemals etwas wie eine Anwandlung sich emanzipieren zu wollen. Zu der Aufrechterhaltung des Verhältnisses trug wohl diese Eigenschaft ebenso viel bei, wie auf der anderen Seite die Selbstlosigkeit Gneisenaus, welche es ertrug, als bloßes Werkzeug nicht nur zu gelten, sondern es in Wirklichkeit auch nur zu sein.

„Man würde das Opfer, das Gneisenau brachte, zu gering anschlagen, wenn man glaubte, daß er es nicht in vollem Umfang gewußt und empfunden habe. Alle Zeugnisse stimmen darin überein, welchen Eindruck Gneisenaus Persönlichkeit auf Menschen zu machen pflegte. Was hatte er aus der Kolberger Garnison gemacht in einer Zeit, da der militärische Geist in Preußen — und was hatten die Kolberger Bataillone vor anderen voraus? — so tief darnieder lag! Nicht die strategische Ueberlegung und Berechnung, sondern die Führung und die Einwirkung auf die Truppen betrachtete er selbst als sein eigentliches Element. Hierin aber mußte er gänzlich hinter Blücher, dessen Persönlichkeit in dieser Beziehung seine Stellung ganz ausfüllte, zurücktreten. Gneisenau klagte wohl einmal unter

seinen Vertrauten, daß er dem eigenen Heer so gut wie unbekannt sei: Augenzeugen berichten, wie man ihm die Luft ange-  
sehen habe, mit der er bei kleinen Gelegenheiten, die sich zu-  
fällig boten, z. B. bei Fere Champenoise, die Truppen selber  
kommandiert habe.“

Ludendorff schreibt über sein Verhältnis zu dem Feldmar-  
schall (S. 10): „Unsere beider strategischen und taktischen An-  
schauungen deckten sich vollständig, ein harmonisches und ver-  
trauensvolles Miteinanderarbeiten ergab sich daraus von selbst.  
Ich trug dem Generalfeldmarschall, nach Rücksprache mit meinen  
Mitarbeitern, kurz und knapp meine Gedanken für die An-  
lage und Leitung aller Operationen vor und machte ihm einen  
ganz bestimmten Vorschlag. Ich hatte die Genugtuung, daß  
der Generalfeldmarschall stets — von Tannenberg an bis zu  
meinem Abgang im Oktober 1918 — mit meinem Denken über-  
einstimmte und meine Befehlsentwürfe billigte.“

Der Unterschied in den Verhältnissen hüben und drüben  
springt in die Augen; ich habe es nicht nötig, ihn in Worte  
zu fassen.

Die beiden Vorgänger Moltke und Falkenhayn werden  
verschieden behandelt. Moltke wird charakterisiert (S. 56) als  
ein „menschlich hervorragender Mann“. „Er besaß einen  
scharfen, militärischen Verstand und wußte große Kriegslagen  
ungemein klar zu behandeln. Er war aber keine durchgreifende  
Natur, mehr pazifistisch als kriegerisch gesonnen.“ General  
Falkenhayn wird nicht direkt charakterisiert; wenn es aber  
(S. 220) von ihm heißt, er habe in dem rumänischen Feldzug  
Gelegenheit gefunden, „an wichtigster Stelle seine militärischen  
Fähigkeiten als Truppenführer im Dienste des Vater-  
landes zu betätigen“, so wird damit wohl angedeutet sein sollen,  
daß ihm die Anerkennung als *Stratege* versagt werden soll.  
Was General v. Falkenhayn im Weltkrieg geleistet hat, sind  
hauptsächlich zwei Dinge. General v. Moltkes Kraft hat bereits  
sehr früh versagt. In dieser Not, gegen Mitte September 1914,  
hat Falkenhayn die Moral des Großen Hauptquartiers auf-  
recht erhalten und die Leitung übernommen. Dann konzipierte  
und organisierte er im nächsten Frühjahr den gewaltigen Sieg  
von Tarnow-Gorlice, der in seiner Fortwirkung ganz Galizien  
und Polen in unsere Hand lieferte. Ludendorff erkennt dieses  
Verdienst an. „Der Plan war großzügig,“ schreibt er (S. 108),  
„der Gedanke, sich im Westen trotz der dort herrschenden Span-  
nung zu schwächen, zeugte von großer Verantwortungsfreudig-  
keit.“ An der Ausführung aber hat er sehr viel auszusetzen. Es  
sei schließlich doch bloß ein Frontaldurchbruch geworden, der  
viel Blut kostete und dem die Russen sich durch Ausweichen  
entzogen. Das Einrücken der Hindenburgschen Truppen in

Polen von Norden habe die Russen auch nur aus diesem Lande herausgedrückt, ohne ihre Armee wirklich zu umfassen und abzuschneiden. Hindenburg habe deshalb mit ihm den Vorschlag gemacht, daß die Truppen aus Preußen, statt in der Richtung auf den unteren Narew und Warschau, gleich auf Wilna ange-  
setzt werden sollten, um auf diese Weise die Russen völlig einzukreisen. Der Kaiser aber habe sich in einem Kriegsrat zu Posen für den bescheideneren Plan Falkenhayns entschieden.

Für den ersten Teil des Feldzuges kann man nicht eigentlich sagen, daß er einen bloßen Frontaldurchbruch darstellte; die russische Aufstellung bildete einen Winkel und ihre Karpathenfront wurde in der Flanke gefaßt und aufgerollt, was uns sehr viel Gefangene einbrachte. Bei dem zweiten Teil, wo die Hindenburgsche Armee von Norden her mitwirkte, war ebenfalls eine gewisse Umfassung, aber doch nur eine geringe, so daß die Russen sich ihr entziehen konnten. Man wird prinzipiell Ludendorff darin recht geben müssen, daß bei der ungeheuren Bedrängnis, in der wir waren, der kühnste Plan, der das höchste verhieß, der beste war. War dieser Plan, daß die eine deutsche Armee auf Wilna vordringen sollte, während die andere unter Mackensen noch im Süden am San kämpfte, nicht überkühn? So hat jedenfalls Falkenhayn gedacht und auch Ludendorff sagt gelegentlich der Schlacht bei Tannenberg, daß er das kleinere Resultat vorgezogen habe, um der größeren Sicherheit willen. Die endgültige Entscheidung wird die Kriegsgeschichte erst aussprechen können, wenn wir aus den russischen Akten über den inneren Zustand ihres Heeres unterrichtet sind. Sie wird aber wahrscheinlich zu Ludendorffs Gunsten ausfallen, da schon jetzt bekannt ist, daß die Russen keine Munition mehr hatten.

Merkwürdigerweise macht Ludendorff später Falkenhayn gerade den umgekehrten Vorwurf zu großen Leichtsinns. Als Rumänien in den Krieg eingetreten war, sollte nach dessen Disposition der Feldmarschall Mackensen sofort über die Donau gehen und auf Bukarest vorstoßen. Dabei wäre er, nach Ludendorff, unzweifelhaft geschlagen worden (S. 195). Eine der ersten Anordnungen, die die neue Heeresleitung traf, war deshalb, daß Mackensen zunächst die Rumänen in der Dobrudscha angreifen und erst später, wenn ein Zusammenwirken mit den aus Siebenbürgen vordringenden Truppen in Aussicht zu nehmen war, den Feldzug gegen Bukarest machen sollte. Dieses Strategem hat dann zu vollem, glänzendem Erfolge geführt. Daß aber Falkenhayns Plan so unvernünftig gewesen ist, wie er bei Ludendorff erscheint, möchte man um so weniger glauben, als Conrad v. Hötzendorff, der sicher ein sehr guter strategischer Kopf war, ihn ausdrücklich gutgeheißen hat. Nach dem von

Conrad inspirierten Nowadschen Buch\*) war überhaupt kein Unterschied in den Plänen.

Ueberaus unzufrieden ist Ludendorff mit der Haltung der österreichisch-ungarischen Armee. Gewisse einzelne Leistungen und tapfere Taten erkennt er an; General v. Conrad wird sogar sehr hoch gestellt. Immer wieder aber fallen Wendungen wie „hätten die Doppelmonarchie und die k. und k. Armeen nur halbwegs das geleistet, was mit Fug und Recht Deutschland von ihnen erwarten konnte“ (S. 90) — oder „das Versagen der zu Beginn des Krieges so tapferen k. und k. Armee“ schon im Herbst 1914 (S. 72) — oder „die Nachbarschaft der k. und k. Armee war für jede Operation ein zu unsicherer Faktor“ (S. 73).

Der objektiv urteilende Historiker wird das gewiß unterschreiben, aber vielleicht hinzufügen, daß es erstaunlich genug ist, wie eine so zusammengesetzte Armee in einem so regierten und verwalteten Staate überhaupt noch Leistungen, wie den Sieg bei Limanowa (Dezember 1914), die Eroberung Montenegro und die elf Abwehr-Schlachten am Isonzo zustande gebracht hat. Es ist ja keineswegs bloß die Vielsprachigkeit der Mannschaften, die alle Befehlsführung so sehr erschwerte; es ist nicht bloß der üble Wille und offene Verrat ganzer großer Volksgruppen, in erster Linie der Tschechen; zu dem allen kommt ja noch das parlamentarische System, das selbst bei den eigentlichen Trägern der Doppelmonarchie, den Deutschen und Magyaren angesichts des heraufziehenden Weltkrieges die allernötigsten Mittel zur Ausbildung und Ausrüstung der Armee verweigerte. In Ungarn war ja sogar der famose Grundsatz der Obstruktion anerkannt, wonach nicht bloß die Majorität, sondern sogar die Minorität des Parlaments in der Lage war, Bewilligungen zu versagen. Man kann die Frage aufwerfen, ob bei größerer Energie an der höchsten Stelle, das heißt also durch zeitweilige Beseitigung der Parlamente und Aufrichtung einer monarchischen Diktatur die Doppelmonarchie hätte in einen wehrkräftigen Zustand gebracht werden können, so daß sie den heraufziehenden Sturm hätte bestehen können und wir mit ihr. Aber wie man auch diese Frage beantworte, ungerecht ist es jedenfalls, wie Ludendorff es tut, von der deutschen Regierung zu verlangen (S. 91), daß sie „dem absterbenden Verbündeten wenigstens vorübergehend neue Lebenskraft hätten geben sollen“. „Wir hätten ihr Treue halten und sie führen sollen, statt uns ihr zu verschreiben.“ Wie hätten wir das wohl anfangen sollen? Uns von ihr abwenden und ihr die Treue kündigen — das wäre

\*) R. Fr. Nowak, Der Weg zur Katastrophe, Berlin, Erich Reiß. Auf dieses höchst interessante, in seinen Einzelheiten aber sehr unzuverlässige Buch werde ich noch zurückkommen.

zwar ein falscher Gedanke gewesen, aber immerhin ein Gedanke. Unseren „verantwortlichen Stellen aber den Vorwurf zu machen, daß sie wohl die Krankheit der Doppelmonarchie erkannt, aber nicht die richtige Folgerung daraus gezogen“, das steht mit dem Satz, wir hätten ihr die Treue halten sollen, in Widerspruch und ist „eine Kritik, die auf den Kritiker zurückfällt“. Im Kriege selbst ist ja, wie uns dieses Werk berichtet, manches geschehen, durch Offiziersaustausch, Belehrung und deutschen Oberbefehl, um die k. und k. Armee auf einen besseren Fuß zu setzen (S. 186) und es ist das eines der Verdienste unseres Generals. Aber das war erst im Kriege selbst möglich, als die bittere Erfahrung den Bundesgenossen willfährig gemacht hatte und hatte außerdem wenig Erfolg. Die k. und k. Armee hatte, heißt es zum Sommer 1917, trotz aller auf sie angewandten Sorge ein Nachlassen der Kampfkraft gezeigt, das in hohem Maße erschreckend war (S. 347).

Die Oesterreicher erheben übrigens gegen uns den Vorwurf, daß wir sie bei dem ersten Ansturm der ungeheuren russischen Ueberlegenheit ohne Unterstützung gelassen und daß der deutsche Generalstab, wo etwas erreicht wurde, stets den Ruhm für sich und die deutschen Truppen beansprucht habe. Selbst die Verdienste des Generals v. Conrad seien immer in Dunkel gelassen worden.

Das intrikatste der politischen Probleme des Weltkrieges war unzweifelhaft das polnische. Es gab keine Lösung, die nicht ihre schweren Bedenken gehabt hätte. Polen wurde selbständig und ein selbständiges Polen brachte für Deutschland immer die Gefahr, daß es die deutsch-polnischen Provinzen zu sich hinüberziehen wünschen würde. Auch wenn Polen mit Rußland vereinigt blieb, hätten die Russen ihm immer eine gewisse nationale Autonomie bewilligen müssen, aus der sich unmittelbar das Begehren nach Posen und Westpreußen ergab. Wiederum der Anschluß Kongreßpolens an Deutschland gab ein unmögliches Verhältnis zu Galizien. Die deutsche Regierung hat sich schließlich für die austro-polnische Lösung entschieden, und auch ich glaube, daß diese Lösung immer noch die beste war. Eingefügt in den Habsburgischen Gesamtstaat hätten die Polen zwar darauf ausgehen können, die Kräfte eben dieses Gesamtstaats für sich in Bewegung zu setzen, aber sie wären damit nicht weit gekommen. Die Deutschen, die Magyaren und auch die Südslaven würden sich dem Streben nach der Ostsee widersetzt und den polnischen Irredentismus lahm gelegt haben. Eine sehr weitsichtige Politik hätte sogar soweit gehen können, den Polen nach Osten möglichst viel einzuräumen, um sie ganz und gar in dieser Richtung festzulegen. Die Habsburgische Monarchie würde dann allerdings vom Bodensee bis zum Njemen Deutschland umspannt und Schlesien geradezu umklammert

haben, aber das würde für Deutschland eine wesentliche Gefahr nicht gebildet haben, denn die innere Schwäche der vielsprachigen Habsburgischen Großmacht hätte gegenüber der ungeheuren geschlossenen Gewalt des Deutschen Reiches immer zurückstehen müssen. Eine politische Gestaltung Europas, die Deutschland mit keinerlei Gefahren bedroht hätte, konnte es nicht geben, und die geringste aller Gefahren war gewiß die, die von Oesterreich ausging, mochte es sich noch so sehr vergrößern.\*)

General Ludendorff hat in seiner Auffassung der Polenfrage geschwankt. Er sagt (S. 57): „Diejenigen haben recht, die das deutsche Vaterland immer wieder vor den Aspirationen des Polentums gewarnt haben.“ War aber deshalb die habsburgische Politik richtig? Hierüber schweigt Ludendorff sich aus. Man darf annehmen, daß er das Verkehrte dieser Politik wohl eingesehen, sich aber mit den nationalen Parteien in dieser Frage nicht hat in Widerspruch setzen wollen. Daß man die innere Feindseligkeit des Polentums dadurch entgiften, die polnische Nationalpolitik dadurch bändigen könne, daß man sie an eine andere Macht fesselte, ist ein Gedanke, der ihm nicht absolut fremd geblieben ist. Er erklärt, daß ihm die russisch-polnische Lösung der polnischen Frage das Liebste gewesen sein würde. Die Vereinigung mit Oesterreich aber schien ihm im höchsten Grade gefährlich, weil sie Oesterreich an der langen deutsch-österreichischen Grenze zu stark machte; er verlangte deshalb als Ausgleich die Abtretung eines breiten Schutzstreifens von Schlesien herunter bis nach Ostpreußen. Eine unfehlendere Politik läßt sich gar nicht denken. Dieser breite Schutzstreifen bedeutete ja nichts anderes, als eine neue polnische Teilung. Nicht nur, daß er Preußen mit einigen Millionen weiterer polnischer Untertanen beglückte, sondern er erfüllte auch notwendig die Polen mit einer tödlichen, ewig unverföhllichen Feindschaft gegen uns. Sie waren uns ohnehin nicht freundlich gesinnt, aber es gibt in der Feindschaft doch immer noch gewisse Gradunterschiede. Ein österreichischer Staatsmann, der der Abtretung dieses „Schutzstreifens“ zugestimmt hätte, hätte sich die Polen nicht zu Helfern, sondern zu Gegnern gemacht. Von diesen selben Polen nun, denen gegenüber man solche Hintergedanken hegte, verlangte man, daß

\*) Diese Lösung hat auch schon dem Fürsten Bismarck vorgeschwebt. 1868 äußerte er zu Bluntschli, die Polen seien genötigt, in ähnlicher Weise auf uns zu sehen und sich an uns anzulehnen wie die Ungarn. Pöschinger, Bismarck und der Parlamentarier. Bd. II, S. 122. 1883 sagte er zu dem Fürsten Hohenlohe (nach dessen Denkwürdigkeiten II. 343), bei einem Kriege mit Rußland müsse ein Erzherzog König von Polen werden. 1887 sagte er, trotz des „Rückversicherungsvertrages“, den er eben mit Rußland abgeschlossen, dasselbe zu Crispin.

sie für uns eine Armee aufstellen und sich für uns schlagen sollten. Bei all seinem Argwohn gegen die Polen ist General Ludendorff einsichtig genug gewesen, ein derartiges Zusammengehen nicht von vornherein für ausgeschlossen zu halten. Er erklärt (S. 314), es sei ihm nicht unmöglich erschienen, daß Polen seine Söhne dazu hergeben würde, von Rußland frei zu kommen. „Seine Interessen berührten sich hier mit denen der Mittelmächte wie schließlich noch in vielen anderen Punkten.“ Wenn man einen solchen Ausgleich zwischen den deutschen und polnischen Interessen prinzipiell für möglich hielt, so mußte man ihm eine Gestalt geben, die ihn für ein Volk von so großer und stolzer Vergangenheit wie die Polen, annehmbar machte. Man mußte das neue Polen weder zu einem Vasallenstaat erniedrigen, wie es ebenfalls Ludendorff als Eventualität vorschwebte, noch ihm irgendwelche Abtretungen auferlegen. Jede Gebietsabtretung, auch wenn sie Deutschland materiell nützte, hätte doch moralisch unendlich viel mehr geschadet. Es war genug, wenn die Polen sich mit der Unabänderlichkeit der einmal bestehenden deutsch-polnischen Grenze abfanden. Sie, nachdem sie einmal selbständig wurden, durch Anlegung von Fesseln zu bändigen, war unmöglich; die einzige Möglichkeit, den wirklichen Ausgleich zu schaffen, war, daß man ihnen politische Ziele zeigte, die sie auf die deutsche Rückendeckung und Hilfe anwiesen.

Alle solche Gedanken, psychologische Erwägungen, Begründung der Bewegungen der fremden Volksseele, der Interessen des Gegners sind dem General Ludendorff vollständig fremd. Alles ist auf mechanische, äußere Machtmittel, Grenzsicherungen und politische Unterordnung eingestellt. Mit Genugtuung erzählt Ludendorff noch heute in seinem Buche (S. 44), daß auf seinen Vorschlag sein erster großer Sieg die Schlacht bei Tannenberg genannt worden sei. Dem deutschen Volke ging das sehr angenehm ein; daß es aber für die Polen eine Ohrfeige war, empfand und empfindet noch heute General Ludendorff nicht. Er steht ja mit dieser Instinktilosigkeit nicht allein, wir hatten in Deutschland Politiker genug, die den Krieg als einen großen Kampf zwischen dem Slaventum und Germanentum hinstellten, ohne daß es ihnen einfiel, daß die Hälfte der Staatsbürger unseres Bundesgenossen Oesterreich-Ungarn aus Slaven bestand und daß unsere Politik im besonderen darauf ausging, das wichtigste Westslavenvolk, die Polen, gegen die Russen als Bundesgenossen zu gewinnen. Heut mag man sich darauf berufen, daß sich ja dieses ganze Streben als verfehlt erwiesen hat. Ganz recht. Aber hat es sich vielleicht als verfehlt erwiesen, weil wir selber nicht die richtigen Mittel angewandt haben, die Polen für uns zu gewinnen? Auch General Ludendorff hat es ja, wie oben angeführt, nicht für ausgeschlossen ge-

halten. Dann hätte er aber auch nicht den Sieg in Masuren die Schlacht bei Tannenberg nennen lassen dürfen.

Daß es der deutschen Politik gelungen ist, eine Lösung für die polnische Frage zu finden, ist von einer unendlichen Tragweite geworden, ja man kann vielleicht sagen, es hat nicht zum wenigsten den Weltkrieg entschieden. Denn wenn es uns gelungen wäre, die Polen zu befriedigen und zu gewinnen, so wäre das auch eine neue Klammer für den Zusammenhalt Oesterreichs geworden. Mit den Polen zusammen hätten die Deutschen die Tschechen niederhalten können. Vermöge des Zusammengehens der Polen und Deutschen ist Zischlithanien im letzten Menschenalter vorwiegend regiert worden. Die austropolnische Lösung hätte dieses Bündnis befestigt. In dem General Ludendorff durch seine äußerliche und kleinliche Schutzstreifenforderung eine fruchtbare deutsche Politik in der Polenfrage verhinderte, ist er mittelbar auch zum Verderber und Auflöser Oesterreichs geworden.

Hier so wenig wie an anderen Stellen ist er freilich der Alleinschuldige. War es doch bei den steifleinernen preußischen Ministern und dem reaktionären Landtag nicht einmal durchzusehen, daß während des Krieges der wahnwitzigen, selbstmörderischen Ostmarkenpolitik mit einer weithin sichtbaren Wendung ein deutliches und unwiderrufliches Ende gemacht wurde.

Im Frühjahr 1917 hat nach Ludendorff (S. 351) und Nowak Graf Czernin einmal vorgeschlagen, wir sollten Elsaß-Lothringen an Frankreich überlassen, dafür wollte Oesterreich Galizien mit Kongreß-Polen vereinigen und das ganze so geschaffene Polenreich an Deutschland angliedern. Auch jetzt, nachdem wir Elsaß-Lothringen verloren haben, müssen wir sagen, daß der Czerninsche Vorschlag für ein unbesiegttes Deutschland unannehmbar war. Aber es ist immerhin ein Beweis, daß der Leiter der österreichischen Politik Ideen hatte und zu Opfern bereit war. Daß aber die österreichischen Staatsmänner ihrerseits über die Leitung und die Forderungen der deutschen Politik außer sich waren, wird man ihnen nicht verdenken können.

Der Grundgedanke des Ludendorffschen Buches ist die Vorstellung, daß Deutschland den Krieg hätte gewinnen können, wenn das Volk einmütig bis zum Schluß den rechten Willen dazu gehabt hätte. An diesem Willen hätte es gefehlt, weil die rechte Führung gefehlt hätte, die dem Volke die ganze Bedeutung des Krieges und die furchtbaren Folgen der Niederlage für alle Stände klar machte. Das Rufen nach dem Verständigungsfrieden hätte den Siegeswillen gelähmt. Die Parole hätte nur Sieg oder Niederlage lauten dürfen; ein Mittelding gab es nicht (S. 9, S. 245, S. 383). Die Regierung hätte dem Volke klar machen müssen, um was es sich handelte. „Statt

immer mehr den Gedanken des Verständigungsfriedens zu pflegen, der praktisch nie zu erreichen war, mußte der Reichskanzler das Volk zusammenfassen, ihm Ziele und große Aufgaben weisen und dem Heere geben, was wir forderten“ (S. 349).

Welche „Ziele und Aufgaben“ waren es, die der Reichskanzler dem deutschen Volke hätte zeigen müssen? Erstens natürlich das Negative, das Abwehren des feindlichen Vernichtungswillens. Sollte darin wirklich nicht genug geschehen sein? Ludendorff aber wollte mehr. Es sind ja die Verständigungspolitiker, die den status quo ante bellum verlangten, die er auf das leidenschaftlichste bekämpft. Welche Ziele also sollten dem Volke gezeigt werden? Doch nicht irgendwelche beliebige, sondern solche, die uns und unserer Zukunft wirklich frommten und zum Heile gereichten. Hierüber gingen die Ansichten sehr auseinander. Ludendorff selbst ist der Meinung, daß wir unsere Machtbasis in Europa hätten vergrößern müssen; er tadelt es, daß wir uns über die Erde ausgedehnt hätten, ohne in Europa festzustehen. (S. 287.) Wir haben schon gehört, daß er Polen zum deutschen Vasallenstaat machen oder aber große Stücke davon als „Schutzstreifen“ annektieren wollte, und im Westen wünschte er zwar keine Annexion, aber eine Art Angliederung Belgiens. Beiläufig hören wir auch noch (S. 455), daß ihm am Ufer des Schwarzen Meeres „ein Freihafengebiet Tschernavoda-Konstanza unter deutscher Verwaltung vorschwebte“.

Für solche oder ähnliche Ziele, glaubte General Ludendorff, könne ein richtiger Reichskanzler das deutsche Volk zur höchsten Kraftleistung aufrufen, indem er für eine „einheitliche Führung der Presse“ sorgte (S. 295, S. 296, S. 423). Dem deutschen Volke wirft Ludendorff vor, daß seine nationale Gesinnung zu schwach entwickelt sei. Die Regierung habe das Nationalbewußtsein in der nachbismarckschen Zeit nicht weitergebildet (S. 287). Die Franzosen, Engländer und Amerikaner hätten hinter ihren Führern in diesem Weltkriege gestanden; bei uns habe der Gedanke der allgemeinen Völkerverföhnung den Kriegswillen krank gemacht. Die Wurzel des Übels aber sei in der Regierung zu suchen. In der Konfliktzeit habe einst König Wilhelm an Bismarck und Roon Männer gefunden, die „entschlossen waren, vom Volke alles zu fordern, was die Kriegsführung erheischte“. (S. 488.) Solche Männer habe Wilhelm II. nicht um sich gehabt. „Hierin lag das Verhängnis für Kaiser und Land in diesem Kriege.“ Alle unsere Reichskanzler hätten bis zum Schluß das Wesen dieses Krieges niemals begriffen und es deshalb auch dem Volke nicht zum Bewußtsein gebracht. (S. 361, S. 506.) „Wir waren ja so weit gekommen, daß wir die Entfaltung des nationalen Gefühls als ein fluchwürdiges Verbrechen ansahen.“ (S. 367.)

Man faßt sich an den Kopf, wenn man solche Gedankengänge liest. Jeder Satz eine Absurdität oder ein historisches Falsum. Es ist durchaus unrichtig, daß das englische Volk geschlossen hinter dem Vernichtungswillen der Regierung Lloyd George gestanden habe. Sehr bedeutende Teile sowohl der demokratischen Linken wie der Konservativen waren einem Verständigungsfrieden geneigt und sind nur durch die von der Vaterlandspartei und General Ludendorff in Deutschland repräsentierte Gewaltpolitik verhindert worden, sich geltend zu machen. Nicht anders war es in Amerika und sogar, wenn auch in schwächerem Maße, in Frankreich. Der Vergleich mit den Forderungen, die ihrer Zeit Bismarck und Roon an das Volk gestellt hätten, stellt die Dinge auf den Kopf. Im Jahre 1866 hat Preußen noch nicht 2 $\frac{1}{2}$ % seiner Bevölkerung unter Waffen gehabt, 1870 Deutschland etwas über 3%. Im Weltkrieg haben wir wohl das Vierfache davon aufgestellt und nicht auf einige Monate, sondern auf mehr als vier Jahre. Wie hätte das Volk zu noch höheren Leistungen aufgepeitscht werden können? Mit einer von der Regierung geleiteten Presse! Welche Vorstellung vom Wesen der Presse, von Regierungseinflüssen und von der Natur eines Volkes, das eben darin seine Freiheit sieht, daß jeder Einzelne aus eigenem, freien Willen dem Vaterlande dient! Gewiß hat auch die Regierung Einfluß auf die Presse und durch die Presse auf das Volk. Aber dieser Einfluß ist begrenzt, und die Erfahrung gerade dieser Jahre hat uns gelehrt, daß solche Beeinflussung oft viel mehr Schaden als Nutzen gestiftet. Die Produktionen des Ludendorffschen Kriegspresseamts wie das Walten der Zensur haben uns oft genug mit einer Art von Schauder erfüllt. Dieses deutsche Volk, von dem ein Drittel der Sozialdemokratie anhing, ein anderes Drittel unter dem Einfluß der katholischen Kirche stand, bildet General Ludendorff sich ein, hätte durch offiziöse Zeitungen zu einer anderen Gesinnung erzogen werden können. Nun erst gar für welche Zwecke!

Auch General Ludendorff eignet sich einmal in einer vom Feldmarschall unterzeichneten Denkschrift (S. 439) den Satz an, daß das „Ergebnis des Friedens das deutsche Volk so kräftige und ihm so gute Grenzen gäbe, daß unsere Gegner nicht so bald einen neuen Krieg zu entfesseln wagen“. Es ist leider nur zu wahr, daß auch erhebliche Teile der Zentrums- partei und sogar hier und da Sozialdemokraten sich zu dieser Auffassung bekannt haben, ohne zu überlegen, daß sie die Welt- herrschaft und damit die Verewigung des Krieges bedeutete, da ein Staat, den niemand anzugreifen wagen kann, allen anderen seinen Willen aufzuzwingen vermag. Glücklicherweise gab es in Deutschland nicht nur auf der Linken, sondern bis tief in die Reihen der Konservativen hinein, ich erinnere an

den Präsidenten des Herrenhauses von Wedel und den Präsidenten des Abgeordnetenhauses, Grafen Schwerin, Politiker genug, die das Selbstmörderische jenes Programms erkannten und dagegen protestierten. All diesen Widerstand wollte General Ludendorff mit offiziöser Preßmacht überwinden! Sollte etwa die ganze selbständige Presse unterdrückt, sollte der Reichstag aus der Regierung ausgeschaltet werden?

Ob nach seiner Meinung das deutsche Volk im Herbst 1918 noch zu einem neuen Aufschwung fähig und bereit gewesen wäre, darüber widerspricht sich Ludendorff. Bei Schlagworten, wie *leveé en masse*, könne er sich wenig vorstellen (S. 596). Ein Ruf an die Heimat würde in diesen Tagen (Oktober 1918) ohne genügenden Erfolg verflungen sein (S. 592). Dann aber wieder (S. 609) „Das deutsche Volk konnte und wollte zum größten Teil dem Heere noch seine letzte Kraft geben“.

In erster Linie richten sich die Vorwürfe des Generals, daß die Regierung „den Geist von 1914 habe verderben lassen“ (S. 607), natürlich gegen den Reichszkanzler v. Bethmann Hollweg. Aber auch dem Kriegsminister, und zwar nicht nur dem von ihm beseitigten, sondern ganz besonders dem von ihm eingesezten General v. Stein (S. 205, 502, 531, 565), wird Unzulänglichkeit vorgeworfen, und sogar die Regimentskommandeure (S. 492) werden gescholten, weil sie die Disziplin haben verfallen lassen. An dem Auswärtigen Amt bleibt natürlich kein gutes Haar, so wenig wie an dem Reichstag. Wenn nun aber so allgemein die Mitarbeiterschaft versagte, wenn gar der von der Obersten Heeresleitung ausgesuchte Reichszkanzler Michaelis am allerwenigsten leistete, sollte das nicht stutzig machen, ob die gestellten Forderungen sachlich vielleicht unerfüllbar waren? Ludendorff selbst sagt (S. 608), es sei ihm ein ungelöstes, unheilvolles Rätsel, weshalb die geistige Spannkraft, die doch noch im Volke vorhanden gewesen, nicht früher aufgerufen worden sei.

Ich glaube, ich kann ihm dieses Rätsel lösen. Das Volk wollte nicht mehr, weil es tatsächlich nicht mehr konnte. Ludendorff selbst sagt einmal sehr schön (S. 118) von den Truppen, „wenn in voller Manneszucht bei bestem Willen und höchster Energie des einzelnen Mannes die Kräfte nachlassen, hilft auch der Führerwille nichts“. Das deutsche Volk wollte aber des weiteren im Herbst 1918 nicht mehr, weil es im tiefsten Grunde unzufrieden war mit der Regierung, die es nicht verstanden hatte, rechtzeitig Frieden zu schließen. War es nicht mit Sicherheit zu erwarten, daß, wenn mit äußerster Anspannung wirklich noch wieder ein militärischer Erfolg erreicht wurde, sofort wieder jene wahnwitzigen „Kriegsziele“ auftauchten, die der Welt den Frieden mit uns unmöglich machten?

Hier sind wir wieder an dem entscheidenden Punkt. Wäre ein Verständigungsfriede möglich gewesen? Haben wir wenigstens unsererseits alles getan, was in unseren Kräften stand, ihn anzubahnen? Hundertmal sagt uns Ludendorff: er war vollständig ausgeschlossen. Wir mußten siegen oder untergehen. Aber er sagt es nicht bis zum Schluß. Möglich schlägt der Ton um (S. 581). Von Clemenceau und Lloyd George sei freilich das Schlimmste zu befürchten gewesen. „Wilson indes hatte seine Bedingungen oft unter Beobachtung ungewöhnlich feierlicher Formen genannt. Er und das von ihm vertretene Amerika mußten sich in ihrer Ehre gebunden fühlen. Ueberdies ließ das kriegsentscheidende Auftreten Amerikas in Frankreich, ohne das die Entente militärisch längst zu Boden lag, es möglich erscheinen, daß Wilson seine in bindendster Form vorgetragenen Absichten gegenüber England und Frankreich auch durchsetzen werde.“ Also doch die Möglichkeit eines Verständigungsfriedens? Wenigstens auf Grund der 14 Punkte? Warum erst jetzt? Es handelt sich um Ende September 1918. Wir waren geschlagen. Wir wichen Tag für Tag weiter zurück. Unsere Bundesgenossen waren zusammengebrochen. Wenn Ludendorff glaubte, daß Wilson jetzt noch gemäß seinen 14 Punkten den Frieden durchsetzen könne, wenn er riet, daraufhin ein Anerbieten zu machen, weshalb nicht früher? Im Herbst 1919 gab es eine heftige Polemik zwischen General Ludendorff und dem Staatssekretär v. Hinzke, ob die Oberste Heeresleitung bereits seit dem 14. August ihre Zustimmung zur sofortigen Einleitung von Friedensverhandlungen und in den Bedingungen freie Hand gegeben habe oder nicht. Der Streit ist von nicht gerade erheblichem Interesse. Denn die beiden Endpunkte stehen fest: einmal, daß in der entscheidenden Frage, der belgischen, nicht bloß die Oberste Heeresleitung, sondern auch die beiden Staatssekretäre Rühlmann und Hinzke Ansprüche vertreten haben, die für unsere Gegner unannehmbar waren, und auf der anderen Seite, daß Ludendorff sich zu einem „Verständigungsfrieden“ erst hat bereitfinden lassen, als wir geschlagen waren, als die Gegner in vollem Siegestaumel eine „Verständigung“ hohnlachend zurückwiesen. Weshalb haben wir sie nicht angeboten, als wir noch siegreich waren, als die Feinde die Aussicht hatten, nur mit neuem, fürchterlichen Blutvergießen uns zur Unterwerfung bringen zu können? Weshalb dieses Angebot nicht statt im Herbst, im Frühjahr 1918?

Mit diesem Bekenntnis zu einem Wilson-Frieden im Herbst 1918 hebt Ludendorff sein ganzes Buch, seine Politik, sein Denken, sich selbst aus den Angeln. Was nach der Niederlage möglich war, war auch vor der Niederlage möglich. Was uns nach der Niederlage nicht mehr retten konnte, hätte uns vor der Niederlage retten können. Es ist nicht wahr, was Luden-

dorff immer wieder behauptet, daß es nur die Anhänger der Weltanschauung von der allgemeinen Völkerverbrüderung, die international Gesinnten, gewesen seien, die den Verständigungsfrieden forderten; es gab auch eine dritte Richtung, die die Verständigung verlangte, weil sie den Weltfrieden verbürgt sehen wollte in einem ehrlichen Gleichgewicht der Mächte. Es ist nicht wahr, daß es bloße Flaumacherei gewesen sei, die den Verständigungsfrieden anstrebte, es war die bessere politische Einsicht, eben die Einsicht, die auch Herrn Erzberger erst gekommen ist, als er die Niederlage nahen sah, und dem General Ludendorff erst als sie da war. Daß diese Einsicht so spät kam, ist um so unbegreiflicher, als durch das ganze Buch neben der Siegeshoffnung eine sehr merkbare Empfindung für unsere Unterlegenheit und unsere schlechten Chancen hergeht.

Wir standen an der Front mit etwa 6 Millionen gegen 10 Millionen Feinde (August 1916, S. 189).

„Trotz unseres Sieges über das rumänische Heer waren wir in der Gesamtkriegführung schwächer geworden“ (S. 239).

„Die Welt — und diese fing sehr bald in meiner Umgebung an — sah Tarnopol, Czernowitz, Riga, später Desel, Udine, den Tagliamento und den Piave. Sie sah nicht die Sorge in meinem Herzen. Ich war schon lange freudlos geworden“ (S. 389).

General Ludendorff war keineswegs politisch so einsichtslos, daß er unbesehen die Litanei der alldeutschen Presse nachgesprochen hätte. Wir erfahren, daß er durchaus damit einverstanden gewesen sei, als Bethmann Hollweg dem Präsidenten Wilson 1916 nahelegen ließ, einen Friedensantrag zu machen (S. 243). Wir erfahren, daß er sich bei dem Eintritt in die Oberste Heeresleitung am 30. August 1916 gegen den uneingeschränkten U-Bootkrieg ausgesprochen habe, weil die Zeit dafür noch nicht gekommen sei (S. 246). Diese beiden Enthüllungen treffen die alldeutsche Demagogie noch nachträglich und dürfen fast als die wichtigsten des ganzen Buches angesehen werden. Wie hat man in den Kreisen und in der Presse der Vaterlandspartei den Reichskanzler v. Bethmann Hollweg beschimpft wegen jener beiden Wendungen! Ich rechne es dem General Ludendorff auch als Verdienst an, daß er den mitteleuropäischen Wirtschaftsbund ablehnt, weil er eine zu starke Vormachtstellung Deutschlands eingeschlossen haben würde (S. 417) und ganz besonders, daß er scharf abrückt von jenem Nationalismus des Kurators der Universität Dorpat, Professor Schieman, der keine estnischen Professoren anstellen wollte (S. 532).

Warum hat ein so verständig denkender Mann nicht auch eine verständige Friedenspolitik gemacht?

Auch in der belgischen Frage ist Ludendorff nicht extrem und ich habe schon im September-Heft der „Preuß. Jahrbücher“ die Frage aufgeworfen, ob Herr v. Kühlmann es überhaupt versucht habe, in der richtigen Weise auf ihn einzuwirken. Nach der Erzählung in unserem Buche ist das nicht nur nicht geschehen, sondern der Spieß ist sogar umgekehrt worden. Am 20. September 1917 regte der Oberst v. Haesten, Vertreter der Obersten Heeresleitung im Auswärtigen Amt, bei Herrn v. Kühlmann eine öffentliche Erklärung über Belgien an. Der Staatssekretär verhielt sich indes ablehnend und äußerte: „Wer sagt Ihnen überhaupt, daß ich geneigt bin, das Pferd Belgien zu verkaufen? Darüber habe ich zu entscheiden. Vorläufig steht dieser Gaul gar nicht zum Verkauf“ (S. 412). Ebenso hat Oberst v. Haesten im Mai und Juni 1918 vergeblich eine entgegenkommende Erklärung über Belgien angeregt (S. 525). So sehr diese Erzählungen gegen Herrn v. Kühlmann sprechen, so beweisen sie doch leider nichts zugunsten des Generalz, denn die Erklärungen über Belgien, die er vorschlug, waren ihrem Inhalte nach ungenügend. Im September 1917 verlangte Ludendorff noch den wirtschaftlichen Anschluß Belgiens an Deutschland und sogar Lüttich mit einem Stück Maaslinie und noch im August 1918 wollte er den status quo ante nicht zugestehen. Die Wurzel all seiner Irrtümer war, daß er nicht einsah, daß gewisse Erwerbungen auch dann nicht gemacht werden durften, wenn die Kriegslage es uns erlaubte, weil sie, wenn schon für uns nützlich, für die anderen schlechthin unerträglich waren, und damit einen wirklichen Dauerfrieden, wie wir ihn anstreben mußten, verhinderten. Er wollte Kurland als deutsches Siedlungsgebiet. Prachtvoll. Daß wir aber, damit die Welt uns etwas so Gewaltiges erlaube, im Westen um so zurückhaltender sein mußten, ging ihm nicht ein. Im Gegenteil, er wollte, um uns im Osten zu sichern, unseren Machtbereich auch im Westen verstärken. Das war militärisch gedacht, aber nicht politisch, denn es war undurchführbar. Es war eine Ueberspannung, die jede Friedensverhandlung unmöglich machte und den Krieg verlängert hat — bis wir zusammenbrachen.

Unsere Verzweiflung über das Versäumte zu mehren, erfahren wir nun noch gar aus England, daß sogar Lloyd George in der ganzen Zeit vom Juli 1917 bis Juli 1918 von Pessimismus erfüllt gewesen ist und bereit gewesen wäre, auf jedes plausible Friedensangebot einzugehen. Es ist Leo Marxse, einer der wütendsten Deutschfeinde, der das in der Septemhernummer seiner „National Review“ ausgeplaudert hat. „Erkennen wir offen an,“ schreibt er, „daß wir unsere Rettung wieder und wieder unseren Feinden verdanken.“ Er gibt zu, daß im August 1917 der englische Friedensfühler durch den Vatikan ausgestreckt worden ist: „Wäre die Oberste

Heeresleitung und die Vaterlandspartei nicht gewesen, so hätte Berlin eine Antwort geben können, die unsere Panikmacher in-stand gesetzt hätte, ihr Ziel weiter zu verfolgen, bis alle unsere Kriegsziele geopfert gewesen wären.“ „Hätte der Feind damals nur eine befriedigende Erklärung über Belgien abgegeben, so hätten Unterhandlungen begonnen und das Unheil wäre geschehen gewesen, bevor das Publikum von der Intrige auch nur gewußt hätte.“

Auch in Ludendorffs Buch ist zugestanden (S. 412), daß der Reichskanzler Michaelis ihm Ende August oder Anfang September 1917 gesagt habe, „die Anregung zu etwaigen Besprechungen sei von England gegeben“; „England erwarte von uns eine Erklärung über Belgien“. Das ist der vom Vatikan vermittelte Friedensfühler, den der Minister Erzberger enthüllt hat und von dem man nachher abzuleugnen suchte, daß es überhaupt ein Friedensfühler gewesen sei (vergl. meinen Artikel im September-Heft der „Preuß. Jahrbücher“ 1919).

„Werden“, ruft General Ludendorff aus (S. 593), „die, die beharrlich von Versöhnung der Menschheit und vom Verständigungsfrieden gesprochen haben, wenigstens jetzt endlich ehrlich eingestehen, daß sie den Feind und nach dem Gang der Revolution auch die Menschen in ihrer Gesamtheit unrichtig eingeschätzt haben, daß die Welt noch nicht reif ist für solche Lehren?“ Ich darf auf diese Frage für meine Person antworten, daß ich zwar sonst manche Irrtümer, den hier bezeichneten aber keineswegs einzugestehen habe, obgleich ich seit dem September 1914 unablässig für den Verständigungsfrieden gearbeitet habe. Ich habe aber einem Offizier, der zu General Ludendorff nähere Beziehungen hatte, einmal in der Hoffnung, daß er es weiterfagen würde, gesagt, in den Freiheitskriegen sei es gut gegangen, weil Gneisenau sich trotz aller Differenzen schließlich doch Hardenberg unterordnete. Herr v. Bethmann Hollweg hat politisch eine in mancher Beziehung ähnliche Statur, wie einst der Staatskanzler Hardenberg: keine titanische Natur wie Stein, kein gewaltiger Volksführer wie Bismarck, aber ein Staatsmann von politischem Instinkt, Ueberlegung, ohne Vorurteile. General Ludendorff aber hat sich diesem Staatskanzler nicht untergeordnet, sondern hat das Seinige dazu beigetragen, ihn im entscheidenden Augenblick zu stürzen. Er hat dabei die große Mehrheit des deutschen Volkes wie des Reichstages hinter sich gehabt und der Kaiser hatte die Schwäche, entgegen seiner besseren Ueberzeugung diesem Sturm nachzugeben. Dieser Wechsel zum Schlechteren — denn was man auch mit Recht gegen Bethmann einwende, er war immer besser, als seine Nachfolger —, dieser Wechsel zum Schlechteren war die große Sünde, an der die Hohenzollernsche Dynastie zugrunde gegangen und das deutsche Volk gestorben ist.

Unser Verfasser tut sich viel zugute darauf, daß er seinerseits die revolutionäre Gefahr frühzeitig erkannt und auf Maßnahmen zu ihrer Bekämpfung gedrungen habe. Es sei nichts geschehen. Man wird ihm entgegenhalten müssen, daß gerade er es war, der das wichtigste und jedenfalls unerläßliche Mittel, das Volk bei der Stange zu halten, hartnäckig verweigerte, nämlich die Verbreitung der Ueberzeugung, daß von deutscher Seite alles Denkbare geschehen sei, um den Frieden herbeizuführen. Statt dessen verlangte er von dem Reichskanzler ein Propaganda-Institut zur Hebung der Stimmung.

Die Frage, ob Ludendorffs vier Jahre lang unermüdet durchhaltende körperliche und seelische Kraft schließlich doch versagt hat, ob er, wie von Diplomaten aus dem Hauptquartier gemeldet worden ist, mit den Nerven zusammengebrochen ist, habe ich lange offen gelassen, da mir auch die Möglichkeit vorzuliegen schien, daß das plötzliche Drängen auf sofortigen Waffenstillstand auch wieder jener geistigen Konstitution entsprang, die nur das Ganz oder Garnicht kannte und für die politische Tragweite seiner Handlungen keinen Blick hatte. Nach der Erzählung in diesem Buche glaube ich jetzt, daß die letztere Auffassung die richtige ist. Ludendorff hat, so scheint mir, am 29. September, so wenig wie der Feldmarschall die Lage schon für verzweifelt angesehen, aber er hat sie so dargestellt, um hinter dem Auswärtigen Amt, das er für unfähig und indolent hielt, ordentlich Feuer zu machen. Da die Revolution uns nachher ohnehin dem Feinde auf Gnade und Ungnade überliefert hat, so darf man, so unerhört das Verfahren ist, die praktischen Folgen doch nicht überschätzen. Einen sehr üblen Eindruck macht es aber, wenn er jetzt hinterher in den „Kriegserinnerungen“ wie in der Polemik die Dinge so darstellt, als ob er bereits seit Mitte Juli die Gefahr erkannt und sie dem Staatssekretär des Auswärtigen dargelegt, dieser aber es versäumt habe, demgemäß diplomatisch zu handeln. In Wahrheit hat Ludendorff mit der ganzen Fähigkeit seines Willens sich innerlich gestraußt gegen die Erkenntnis der hereinbrechenden Niederlage und sich noch stärker gestraußt gegen das offene Eingeständnis des Schicksals vor den Diplomaten. Als er schließlich damit herauskam, wirkte es katastrophal. In seinen eigenen Erinnerungen, wo er sich zu verteidigen wünscht, hat sich alles zu allmählichen Uebergängen abgeschwächt. Er will früher angefangen haben zu drängen, als er es getan hat, und er will schließlich nicht so stark gedrängt haben, wie er es getan hat.

Recht geben wird man dem General in der Betrachtung (S. 592), daß sein Treiben zu schnellem Handeln an sich noch nicht so viel Schaden habe anrichten können, daß es aber allerdings dadurch verderblich geworden sei, daß es in die Doffent-

lichkeit kam. Wie aber konnte ein Mann von einiger Welt- und Menschenkenntnis sich einbilden, daß ein so gewaltfamer Druck, wie er ihn anwandte, sich vollziehen könne, ohne daß davon etwas durchsichere? Die Reichstagsabgeordneten wollten doch unterrichtet sein und mußten unterrichtet werden und die Tatsache des Waffenstillstandsgesuchs selber sprach laut genug. Unglaublicherweise ist man auch so gedankenlos gewesen, die Mitteilung der Obersten Heeresleitung durch den Major v. d. Busche vor einer Kommission machen zu lassen, der auch ein Pole angehörte. Aber selbst wenn diese strafbare Nachlässigkeit nicht stattgefunden hätte: eine wirkliche Geheimhaltung der Nachricht „die Oberste Heeresleitung verlangt ein Waffenstillstandsgesuch binnen 36 Stunden“ konnte es nicht geben. War es kein Nervenzusammenbruch, dem diese Forderung entsprang, so war es ein Mangel an politischer Voraussicht, der kaum weniger schwer auf dem Andenken des Oberquartiermeisters lasten muß.

Ich habe mich mit Ludendorff dem Politiker und Memoirenverfasser beschäftigt, es fehlt nicht nur noch der Stratege, den wir nur beiläufig gestreift haben, sondern auch der Organisator und der Reformator der Taktik. Hierauf gedenke ich in einer weiteren, allgemeinen Untersuchung über die Strategie in diesem Kriege zurückzukommen.

\*\*\*

## Tirpitz.

Erinnerungen von Alfred von Tirpitz. 526 S. Verlag von R. F. Koehler.  
Leipzig 1919.

Die Tirpitz-Memoiren sind in Vielem, nur Allzuvielem das Parallelwerk zu dem Ludendorff'schen Buche, in anderer Beziehung aber, nämlich in der Individualität des einen und des anderen, das gerade Gegenteil. Ludendorff ist eine ebenso einfache und durchsichtige Natur, wie Tirpitz, kompliziert und schwer zu ergründen. Ludendorff hat einige wenige Gedanken, die mit höchster Kraft und Wucht durchgeführt werden; was sozusagen jenseits der Leitartikel der „Deutschen Tageszeitung“ liegt, existiert für ihn nicht, oder wenn er sich für einen Augenblick dafür gewinnen läßt, z. B., daß die Wilson'sche Friedensvermittlung für uns etwas Wünschenswertes sei, oder daß die Polen und Deutschen starke gemeinschaftliche Interessen hätten, so schüttelt er das bald wieder ab. Es ist zwar historisch sehr bemerkenswert, daß gerade er diese, Bethmann Hollweg von seinen Gegnern so sehr verargten Gedanken gebilligt hat, aber es waren nur eine Art Schwäche-Anwendungen. Im Grunde seines Herzens gab es nichts als Kampf, Durchhalten, Sieg, Eroberung, Machterweiterung, West und Ost so ausgedehnt wie nur möglich. Sein Denken ist rein soldatisch, unpolitisch, und sein und unser Unheil wurde, daß man ihm und er sich selbst einbildete, Politiker sein zu müssen. Tirpitz ist ganz anders; er ist keineswegs bloß Soldat, bloß Seemann, sondern in hohem Maße politisch veranlagt. Er war ja kein Redner im Parlament, aber doch ein erfahrener Parlamentarier und er ist Schriftsteller. Er ist ein Mann von Geist. Er ist Dialektiker. In immer neuen Wendungen weiß er seine Thesen dem Leser nicht sowohl zu beweisen, als lieb zu machen, ans Herz zu legen, als selbstverständlich vorauszusetzen und die Gründe der Gegner zu verdächtigen, sie verächtlich zu machen und auf diese Weise eine Stimmung zu erzeugen, die ihn und sein Tun rechtfertigt, ohne daß die Gründe für und gegen so klar herauskommen, daß der Leser sie selbst

ständig gegeneinander abwägen kann. Es ist Inhalt in diesem Buch, mehr als in dem Ludendorffschen, aber dieser Inhalt ist Gift.

Auf den Ursprung des Krieges bezüglich ruft er aus: „Wir waren das Schaf im Wolfskleid.“ Man könnte dieses Wort als das Motto für das ganze Buch bezeichnen. Sein ganzer Haß kommt darin zum Ausdruck, aber auch die Fähigkeit, Sätze zu prägen, die dahersfliegen wie die Pfeile. Ludendorff kann das nicht.

Historische und politische Fakta behandeln beide mit gleicher — sagen wir milde — Freiheit. Den Beispielen, die ich aus dem Ludendorffschen Buche angeführt habe, füge ich hier aus Tirpitz zu, daß er meint, Gambetta habe durch seinen langen Widerstand seinem Lande günstigere Bedingungen erkämpft (S. 281). Friedrich der Große und Bismarck hätten in der Welt den Ruf der Aufrichtigkeit genossen (S. 226) und die Mehrheit der europäischen Völker würde die Sicherung ihrer eigenen vollen Freiheit darin erblickt haben, wenn Deutschland der primus inter pares in Mitteleuropa geworden wäre (S. 282).

Fehlt bloß noch die berühmte Charakteristik, Napoleon sei ein herzensguter Kerl gewesen, aber dumm.

Beiläufig versichert Tirpitz uns auch (S. 507), die Marine sei es nicht gewöhnt, in Zeitungen zu kämpfen, und dem Reichskanzler, der rings von Hindernissen umgeben war, der, man kann sagen, in Ketten einherging, wirft er vor, daß er allmächtig Alles allein regiert habe.

Zwei Grundgedanken sind es, die dem Werke das Gepräge geben. Der eine ist, daß wir vor dem Kriege wie während des Krieges politisch falsch orientiert waren, weil wir nicht den Ausgleich mit Rußland suchten und fanden, der leicht zu erreichen gewesen wäre und uns erlaubt hätte, unseren eigentlichen Feind, England, niederzukämpfen. Der andere ist, daß wir gleich im Anfang des Krieges hätten suchen müssen, es zu einer großen Seeschlacht zu bringen.

Der erste Gedanke ist ja in Deutschland vielfach vertreten. Ich habe ihn nie für durchführbar gehalten. Es ist ein völliger Irrtum, daß man die Russen hätte befriedigen können, wenn man ihnen die freie Durchfahrt durch die Meerengen gewährte. Sie wollten nicht die Durchfahrt, sondern die Herrschaft über die Meerengen und zwar über beide, sowohl über den Bosphorus, wie über die Dardanellen. Warum mußte den Bismarck trotz des Rückversicherungsvertrages, der den Russen Konstantinopel in Aussicht stellte, im Februar 1888 die große Kriegssrede halten? Warum mußte er die Anlehnung an England suchen? Warum verfolgte ihn der Haß und der Argwohn der

Russen, so sehr er sich Mühe gab, sie zu gewinnen? Daß Bismarck ihnen bloß Konstantinopel geben wollte und nicht auch die Dardanellen, hat, wie Dr. Daniels in den „Preuß. Jahrbüchern“ (Oktoberheft S. 178) nachgewiesen hat, selbst den wahrlich guten Willen, den dieser deutsche Staatsmann für Rußland aufbrachte, zur Unfruchtbarkeit verurteilt. Um Rußland wirklich für uns zu gewinnen, hätten wir den Neoslavismus, die Unterordnung der vier kleinen Slawenvölker, der Bulgaren, Serben, Tschechen und Polen unter die Mutter Rußland anerkennen und Oesterreich opfern müssen. „Lâchez l'Autriche et nous lâcherons la France.“ Hätten wir diesen Weg beschreiten können? Man mag heute sagen: jede Politik war besser, als die, die wir wirklich gemacht haben, denn schlechter konnte das Ergebnis nicht sein. Aber ob das Ergebnis besser geworden wäre? Ob die Politik des Zusammengehens mit Oesterreich nicht auch zu einem guten Ende hätte führen können, wenn wir den Krieg politisch verständiger geführt hätten? Jedenfalls sind diese Fragen nicht so einfach abzutun, wie es Tirpitz tut, indem er unsere Politik vor dem Kriege kurzweg für blödsinnig erklärt (S. 426) und unsere Siege über die Russen verspottet: wir hätten sie zur Freude der Engländer erfochten, denn je weiter wir in Rußland eindringen und das Zarenreich zermürbten, desto mehr hätten wir England der Furcht vor seinem größten und gefährlichsten Feinde entledigt. Wie das klingt! Haben die Engländer sich wirklich 1915 und 1916 gefreut, wenn wir die Russen besiegten? Heute mögen sie sich die Hände reiben, daß und seit wir uns gegenseitig getötet haben. Wenn aber Rußland zerschmettert wurde und Deutschland siegreich blieb, dann hätte wahrlich kein Engländer Freude darüber empfunden, daß wir dieses Feindes im Rücken ledig geworden waren.

Admiral von Tirpitz stellt sich die Grundlage eines Friedensschlusses zwischen Deutschland und Rußland folgendermaßen vor (S. 270): die serbische Frage sollte „entgegenkommend“ derart erledigt werden, „daß im ganzen ein russischer Erfolg ohne österreichische Niederlage eintrat“. „Wir konnten zur strategischen Sicherung Ostpreußens gegen ähnliche Ueberfälle die Narewlinie verlangen und dafür den Russen ein entsprechendes Stück Ostgaliziens anbieten. Wofür sich Oesterreich erforderlichenfalls im Sandschak Novibazar und in Albanien schadlos hielt. Wir vermittelten den Russen die Durchfahrt durch die Dardanellen für Kriegsschiffe und, wenn sie ein Bündnis mit uns schlossen, eine Insel im Aegäischen Meer. Die Bagdadbahn gaben wir auf oder ließen die Russen an ihr teilhaben. Wir überließen ihnen Persien und übernahmen die russischen Schulden an Frankreich. Die Bedingungen konnten noch günstiger gestellt werden, wenn es den Russen gelang,

auch unseren Frieden mit Japan zu vermitteln. Bezüglich Konstantinopels mußten die Russen einsehen, daß wir die Türken nicht fallen lassen könnten. Wir hätten aber versprechen sollen, unsere Türkenpolitik allmählich abzubauen. Für die persönlichen Aufwendungen der Großfürsten konnte gesorgt werden.“

Ludendorff ist ein völlig unpolitischer Kopf; Sirpiß hat einen Zug vom Politiker, aber wenn man dieses Friedensprogramm liest, dieses Hin- und Herschieben von Provinzen, dieses Handeln mit Konzessionen, die auf der einen Seite unvollziehbar sind und auf der anderen unbefriedigend, so erscheint der Plan des Generals immer noch annehmbarer als der des Admirals. Sie sind beide darin einig, daß sie Deutschland mit einigen Millionen weiterer polnischer Staatsbürger beglücken und unsere Grenze bis nahe Warschau vorschieben wollen, aber Ludendorff will seinen militärischen Schutzstreifen, und damit sind seine Gedanken zu Ende; Sirpiß baut ein ganzes System von Gebietsaufteilung auf, das nur den einen Nachteil hat, daß es für alle Beteiligten gleichmäßig unannehmbar ist. Es ist für die Russen ein Vorteil, ganz recht, wenn sie für ein paar Millionen Polen im Norden ein paar Millionen mit Polen gemischte Ruthenen in Galizien eintauschen. Dafür sollen sie aber ihre strategische Schutzlinie gegen uns, den Narew, hergeben. Sie sollten die Durchfahrt durch die Dardanellen haben, aber einsehen, daß wir „bezüglich Konstantinopels die Türken nicht fallen lassen könnten“. Es ist nicht nötig, die Punkte dieses Friedensprogramms weiter einzeln zu beleuchten. Jeder Leser der „Preuß. Jahrbücher“ ist imstande, sie selber zu kritisieren und sich zu sagen, daß dieser für den Reichskanzlerposten in Aussicht genommene Staatsmann offenbar auch heute noch von den Bestrebungen des Panslawismus und Neoslawismus keine Ahnung hat. Sein Auge ist ausschließlich auf das eine Objekt, England, gerichtet. Da er sieht, daß Deutsche und Russen einen direkten Reibungspunkt miteinander nicht haben, wie er es ausdrückt (S. 203), daß sie sich „saturiert zueinander verhielten“, so glaubt er, daß auch die etwas entfernter liegenden Probleme, also das Problem Oesterreich und Panslawismus leichter Hand gelöst werden könnten, malt freudig aus, wie die Freiheit der Welt durch ein deutsch-russisch-japanisches Bündnis hätte gewahrt werden können (S. 153) und sieht nicht, wozu die Russen ein solches Bündnis benutzt haben würden, welchen Preis wir dafür hätten zahlen müssen. Zu allem Ueberfluß berichtet Sirpiß selbst, daß wir im Jahre 1904 auf den Rat Holsteins dem Zarenreiche tatsächlich ein Bündnis angetragen haben, dieses aber „die kalte Schulter gezeigt“ hat (S. 146).

Der Vorstellung, daß wir unsere Politik von Grund aus anders orientieren und den Ausgleich mit Rußland hätten

suchen müssen, stelle ich den Satz entgegen, daß die Wahl, die wir möglicherweise hatten, nur zwei Wege vor sich hatte: entweder ungefähr den, den wir tatsächlich gegangen sind, oder eine Vereinbarung mit Rußland, die zu einer Teilung Oesterreichs führte. Entweder Erhaltung, Unterstützung und Festigung der vielsprachigen Doppelmonarchie, oder Uebernahme des deutschen Teiles in das Deutsche Reich und Ueberweisung der slawischen Volksteile an die wohlwollende Fürsorge der Slawenmutter Rußland, der dann auch die Magyaren, die Balkanhalbinsel, Konstantinopel und die Meerengen zugefallen wären. Ich will mich hier nicht damit aufhalten, ob das ausführbar, ob das eine weise Politik gewesen wäre; ich will auch nicht dabei verweilen, daß eine der slawischen Schuznationen, die Tschechen, von deutschem Gebiete umklammert sind und schon aus diesem Grunde eine Einigung zwischen uns und den Russen nicht nur nicht leicht, sondern so gut wie ausgeschlossen war. Ich stelle hier nur die Behauptung auf, daß es für unsere Orientierung im Osten nicht, wie Sirpiß sich einbildet, einen Mittelweg gab, daß die große Offensive der Russen zum Zweck der Erfüllung sowohl der altrussischen, wie der neu-slawischen Ideale unmittelbar bevorstand und daß wir uns dieser Offensive entweder widersetzen oder uns an ihr beteiligen mußten. Die letzte Chance, den Kampf zu vermeiden, war die Niederschlagung Serbiens, ehe die Russen mit ihren Kampfesvorbereitungen fertig waren. Gerade, indem wir diesen Weg zu beschreiten suchten, haben wir den Kampf eröffnet. Wie so oft in der Weltgeschichte und im Leben hat das Verzweigungsmittel, das Rettung bringen sollte, zum Tode geführt.

Herr v. Sirpiß aber, der sich mit seiner Anbiederungspolitik bei den Russen als der überlegene Politiker vorkommt, kann sich nicht genug tun, den Reichskanzler und das Auswärtige Amt, mit ihrer, wie er meint, gedanken- und ziellosen Staatskunst zu verhöhnen. Der wahre Feind sind ihm die Truismagnaten in New York, London, Belgien, Paris, die den dummen starken Panlawismus eingefangen hätten (S. 493). Wer will es leugnen, daß in dieser Zusammenstellung ein Stück Wahrheit liegt? Aber eben nur ein Stück Wahrheit, und der ist kein großer Staatsmann, der ein Stück für die ganze Wahrheit nimmt. Man kann den Sirpißschen Satz ebenso gut umkehren. Niemand hat sich mit diesem Kriege mehr ins eigene Fleisch geschnitten, niemand war also dümmmer als die Truismagnaten von New York, London, Belgien, Paris, indem sie den Krieg entfesselten halfen. Der verschmitzte Panlawismus ist es gewesen, der ihre Dummheit für seine Zwecke eingefangen und eingespant hat. Denn hinter dem Panlawismus steckte der Bolschewismus.

Die wirklichen Motive der Bethmannschen Politik ver-

schwänden in diesen „Erinnerungen“ so gut wie vollständig und es bleiben nichts als Vorurteile, Launen und Schwächen. „Der Kanzler ist vollständig verrannt, verliebt in seine Idee des Werbens um die Gunst des perfiden Albions. Wir müssen uns coûte que coûte mit Rußland verständigen und den Waisfisch gegen den Bären stellen. Alle Sentimentalitäten haben zu schweigen“ (S. 150).

Vielleicht war Bethmanns Politik gegenüber England falsch; darüber läßt sich reden. Aber wer sie als Sentimentalität abtun will, zeigt damit nur, daß er sie nicht verstanden hat.

Den Versuch, durch die Unabhängigkeits-Proklamation (November 1916) mit den Polen in ein gutes Verhältnis zu kommen, dessen Chancen sogar Ludendorff einsah, beurteilt Tirpitz (S. 151): „Ich lasse dahingestellt, ob ihn (den Kanzler) dabei mehr sein Fehlurteil über die englische Politik oder der Wunsch nach einem Erfolg, verbunden mit der Geschicklichkeit der Polen, deutschen Schwächen zu schmeicheln, bestimmt hat.“ Nirgendes auch nur eine Ahnung von dem wirklichen Zusammenhang.

Wie Tirpitz auf der einen Seite die letzten Ziele der russischen Politik ignoriert oder unterdrückt, um sich ungestört seiner Phantasmagorie über das Bündnis mit den Großmächten des Ostens hinzugeben, so unterläßt er es auf der anderen Seite klarzulegen, weshalb denn jeder Ausgleich mit England ausgeschlossen sein sollte. Er macht Andeutungen und Anspielungen, versucht aber keinen wirklichen Beweis. Ja, er hält den Gedanken dieser Unversöhnlichkeit des deutschen und des englischen Interesses nicht einmal konsequent fest, sondern läßt selber zwischendurch die Vorstellung auftauchen, daß wir nahe daran gewesen seien, daß nur gerade vor Torreschluf die Katastrophe und das Verderben über uns hereingebrochen sei. Er widerspricht sich sozusagen in demselben Atem. Er gibt zu (S. 205), daß England im Juli 1914 gesucht habe, den allgemeinen Frieden zu erhalten, aber nicht aus Freundschaft für Deutschland (was auch noch niemand behauptet haben dürfte); er fährt aber fort, „jeden unbewachten Augenblick würde England benutzt haben, um das deutsche Volk in den Zustand der Jämmerlichkeit zurückzuführen, aus dem es allein der Staat der Hohenzollern und Bismarcks emporgehoben hatte“, um auf der nächsten Seite wieder zu sagen: „Rabinett und öffentliche Meinung fanden es mehr und mehr im eigenen Interesse, uns als besten Kunden am Weltgeschäft teilnehmen zu lassen.“ Weshalb also war es so ganz ausgeschlossen, daß wir mit einem so gefinnnten Volke uns vertragen, einen Ausgleich suchten?\*)

\*) Ich habe die Frage, ob wir mit England einen Ausgleich hätten finden können, seitdem ausführlicher behandelt im Anschluß an das

Admiral v. Tirpitz betont mit Entschiedenheit, daß es nicht etwa die deutsche Kriegsslotte gewesen sei, wegen deren uns England 1914 den Krieg gemacht habe. Absolut gesprochen stimme ich, wie schon früher ausgeführt, zu. England hätte sich unter allen Umständen unsern Gegnern angeschlossen, weil es nicht dulden wollte und durfte, daß wir die Herren des Kontinents wurden. Denn wenn wir auch in jenem Augenblick kein einziges Kriegsschiff besessen hätten, so würde England doch geargewöhnt haben — schon 1871 wurde das ausgesprochen —, daß, sobald wir die Arme frei hätten, wir uns die Flotte schaffen würden, die uns zu Britanniens Rivalen auf der See machen würde. Aber so sicher das angenommen werden kann, so bleibt doch ein großer Unterschied, ob die Flotte nur geahnt oder schon gegenwärtig war. Der Pazifismus und das Händlerinteresse, das nichts als den Frieden wünschte, waren in England sehr stark, und die öffentliche Meinung würde einem Kriege gegen Deutschland bei weitem nicht mit der Intensität und der Einmütigkeit gegen ein flottenloses Deutschland zugestimmt haben wie gegen ein flottenstarkes, England unmittelbar bedrohendes. Rußland hat doch schließlich die Entfesselung des Krieges nur deshalb gewagt, weil es der Hilfe Englands sicher war. Es wäre der Hilfe Englands viel weniger sicher gewesen, wenn wir England durch unsere Seerüstung nicht in einen solchen Zustand der Gereiztheit versetzt hätten. Nicht unserer Flotte wegen ist uns der Krieg gemacht worden, gewiß, aber ob er ohne unsere Flotte gemacht worden wäre, steht zum wenigsten dahin.

Weiter kommt es auch sehr auf die Größe und auf die Art der Flotte an. Daß ein Staat wie Deutschland auch eine gewisse Seemacht bilden müsse, wurde auch in England nicht bestritten und ich selbst bin immer Anhänger des Flottenbaues gewesen. Es kam aber ein Punkt, wo ich aus dem Flottenverein austrat und mich gegen die Fortführung dieser Rüstungen erklärte. Admiral v. Tirpitz baute eine Schlachtflotte von Dreadnoughts, die kaum anders als in der Nordsee Verwendung finden konnte und immer größer wurde. Daß die Engländer sich hierüber erregten, ist nicht unnatürlich.

Herr von Tirpitz erzählt in seinen Erinnerungen (S. 246), der Staatssekretär Jagow habe zu ihm am 6. August 1914 gesagt: „Wenn Sie uns ein kleines Flottenagreement mit England gegeben hätten, wäre der Krieg nicht nötig gewesen.“ Eine unbedingte Wahrheit ist das gewiß nicht, wie wir uns schon überzeugt haben, aber ganz abzulehnen als eine Möglichkeit ist

Buch des Botschaftsrats von Eckardstein in den Preuß. Jahrbüchern, Aprilheft 1920. Eckardstein verfiel das Bündnis mit England mit derselben Leidenschaftlichkeit wie Tirpitz das Bündnis mit Rußland.

der Satz auch nicht; es ist ein großer Irrtum, wenn Sirpiß glaubt, auf ein paar deutsche Schiffe mehr sei es den Engländern nicht angekommen, und wenn er sich in diesen Erinnerungen noch etwas damit zugute tut, daß er 1912 verhindert habe, England, wie er meint, ohne Gegengabe einen Teil unserer Seerüstung zu opfern, und wenn er diesen Gedanken gar dazu steigert, daß es die Furcht vor unserer Flotte gewesen sei, weshalb England im Jahre 1914 den Frieden zu erhalten suchte, so kann man die Höhe dieser Selbstverblendung nur messen an der Tiefe des Glanzes, in die sie uns geführt hat. Jawohl, es ist ganz richtig, daß unsere Seerüstung in ihren Anfängen eine Zeitlang die Engländer dazu gestimmt hat, uns rücksichtsvoller zu behandeln als vorher, um mit uns einen Ausgleich zu suchen. Aber dieser angenehme Erfolg war aufgebaut auf die Logik jenes Sprichworts: „Das geht ja wunderbar“, sagte der Dachdecker, als er vom Dach fiel, „so lange es dauert.“ Sirpiß bildet sich ein, die Gefährzone der englischen Eifersucht auf unsere Seerüstung sei so gut wie durchschritten gewesen im Jahre 1914, und schilt auf unsere auswärtige Politik, die noch gerade vor Torresstraße den Weltkrieg entzündet habe. Noch eine kleine Weile und die Engländer hätten sich friedlich mit unserer Risiko-Flotte abgefunden. Dieselben Engländer, von denen der Großadmiral immer wieder lehrt, daß sie nur auf den Augenblick gelauert hätten, wo sie die Deutschen wieder in ihr Nichts hätten zurückschleudern können!

Die wirkliche Fragestellung muß lauten: Wie, wenn wir nur halb so viel Dreadnoughts, statt ihrer aber Unterseeboote gebaut hätten? Ich will auf die Vorwürfe, die wegen der ungenügenden U-Boote gegen den Chef des Reichs-Marineamts erhoben worden sind, nicht eingehen. Es ist immer sehr schwer zu erkennen, welcher Technik die Zukunft gehört, und die Weltgeschichte ist voll von Mißgriffen und Verschmämnissen auf diesem Gebiet. Wie lange hat es gedauert, bis die anderen Staaten das preußische Hinterladegewehr annahmen, und die Preußen waren 1866 in den gezogenen Geschützen weit zurück hinter den Oesterreichern. Auch die sonstigen angeblichen Mängel in der Technik unserer Schiffe, in der Artillerie und wo es sonst sei, die von vielen Seeoffizieren, nach Sirpiß' eigener Mitteilung, behauptet worden sind, mögen auf sich beruhen. Ich habe darüber kein Urteil. Von entscheidender Bedeutung aber ist die strategische Frage.

Der Großadmiral läßt uns in seinen „Erinnerungen“ wissen, daß er gleich mit Beginn des Krieges gewünscht und gefordert habe, daß die deutsche Schlachtflotte auf eine große taktische Entscheidung, auf eine Seeschlacht ausgehe. Neben seiner Forderung des Ausgleichs mit Rußland ist dies der

große Gedanke, die Enthüllung, die die Struktur der „Erinnerungen“ bestimmt. Er bedarf der sorgfältigsten Erwägung und Prüfung, wenn man unser Schicksal richtig verstehen und dem Großadmiral gerecht werden will.

Wir hatten eine gewaltige Flotte von großen Schlachtschiffen, nicht weniger als 20 Großkampfschiffe und etwa 25 Vordreadnoughts (S. 313). Wozu hatten wir sie gebaut, wenn wir sie nicht einsetzen wollten? Aber hatten wir eine Aussicht auf Erfolg? Die deutschen Kriegsschiffe hatten nach der Ansicht mancher Techniker gewisse konstruktive Vorzüge. Ob sie groß genug waren, die Ueberlegenheit der viel stärkeren und weiter tragenden Geschütze der Engländer auszugleichen, darüber gehen die Ansichten auseinander. Auf jeden Fall hatten die Engländer die gewaltige Ueberlegenheit in der Zahl ihrer Schiffe. Tirpitz weist darauf hin, daß bei Seeschlachten der Zufall eine noch größere Rolle spiele als bei Landschlachten, daß es uns doch vielleicht gelungen wäre, eine besonders günstige Gelegenheit zu erhaschen und daß deshalb eine Seeschlacht für uns keineswegs ohne Chancen gewesen sei. Mag sein — aber waren diese Chancen nicht so klein, daß man sie schließlich fast gleich Null setzen muß? War es wirklich raskam, in dieser Weise das Schicksal des Krieges dem Zufall anheimzugeben? General Ludendorff hat protestiert, weil Scheidemann ihn einen „genialen Hasardeur“ genannt hat. Man hat sich über diesen Protest gewundert, da jeder große Feldherr die Kühnheit haben müsse, das Spiel des Zufalls herauszufordern. Friedrich der Große hat immer wieder gesagt, daß er sich dem Zufall (hasard) der Schlacht anvertrauen müsse und Gneisenau hat von Blücher geschrieben (an Clausewitz 6. April 1817), sein Feldherrntum habe darauf beruht, daß er ein bei Pharao und Würfel geübter Spieler gewesen sei. Nehmen wir sie also an, die Herausforderung des Zufalls, aber sie hat immerhin ihre Grenzen. Napoleon verlangte sogar, ehe er sich zur Schlacht entschließen wollte, eine Chance von 70%. Er ist oft darüber hinausgegangen und Friedrich erst recht. Aber hier war sozusagen überhaupt keine Chance, sondern nach Tirpitz' eigener Schilderung nichts als die Hoffnung auf einen Glücksfall.

Der Kaiser, der Chef des Admiralstabes, Admiral von Pohl, der Chef des Marine-Kabinetts, Admiral von Müller, und schließlich der Reichskanzler waren gegen die Seeschlacht, und der Kommandierende der Flotte, Admiral von Ingenohl, hat sie nicht herausgefordert. Dürfen wir ihnen allen gegen Tirpitz Unrecht geben?

Tirpitz malt wiederholt aus, welchen Vorteil uns ein Seesieg oder sogar schon eine unentschiedene Schlacht, die das Seeprestige der Engländer zerstörte, gebracht haben würde.

Ganz recht. Einer solchen Ausmalung bedarf es kaum, aber die Ausmalung erzeugt eine Stimmung, als ob ein solches Ergebnis auch im Bereich der Möglichkeit, ja sogar der Wahrscheinlichkeit gelegen hätte. Wie stand es damit? Hierfür wird nichts Positives vorgebracht. Die Zufallsschlacht im Stagerraf hat uns durch einige glückliche Umstände erlaubt, einen gewissen Erfolg zu erfechten und schließlich das Gros der Schiffe wieder in den Hafen zu bringen. Admiral Scheers entscheidendes Verdienst ist, daß er im richtigen Augenblick, als es noch möglich war, den Rückzug antrat. Irgendeine strategische oder politische Wirkung hat der Kampf nicht gezeitigt. Er ist auch nicht wiederholt worden. Hätte ein kühnes Draufgehen in den ersten Wochen oder Monaten des Krieges etwas Besseres zuwege gebracht? Angenommen, wir hätten den Engländern einen erheblich größeren Verlust beigebracht, als sie uns, was hätten wir dadurch gewonnen? Angenommen, wir hätten durch Aufopferung unserer gesamten Flotte den Engländern ein ebenso großes oder noch größeres Stück ihrer eigenen Flotte zerstört — es wäre ihnen gegenüber den anderen Seemächten, namentlich den Japanern, recht unangenehm gewesen, aber hätte es uns den Krieg gewinnen machen? Hätten wir gar keine Schlachtschiffe mehr, so konnten die Engländer uns auch noch den Ostseehandel abschneiden, der uns doch so viel geholfen hat, und vor Gallipoli so viel stärker erscheinen, so daß auch dieses vielleicht gefallen wäre. Tirpitz selber malt in anderem Zusammenhang (S. 155, 301) aus, welche vernichtenden Folgen es gehabt haben würde, wenn unsere Flotte vollständig geschlagen worden wäre. Durfte der Kaiser es darauf ankommen lassen?

Tirpitz kann sich nicht genug tun in Hohn und Verdächtigung der Gegner seiner Schlachtidee. Bethmann sei gegen die Schlacht gewesen, weil er die Flotte für den Schluß des Krieges aufsparen wollte, um sie den Engländern zu verkaufen. Der Kaiser habe sein Spielzeug nicht opfern wollen. Die Admirale hätten, um nichts tun zu müssen, unsere Technik schlecht gemacht (S. 438). Die Flotte werde „künstlich zurückgehalten“ (S. 496). Man habe den englischen Löwen nicht reizen wollen (S. 324). Die „Kabinettswirtschaft“ ruiniere uns. Die „Hydra“, die „Kamarilla“ und wie die Spottworte alle lauten.

Sollten es wirklich so unsachliche, abwegige, ja niedrige Motive gewesen sein, die den heilbringenden Entschluß verhindert haben? Die Flotte schützte durch ihr bloßes Dasein Konstantinopel, denn sie zwang die Engländer, das Gros ihrer Flotte in der Nordsee zusammenzuhalten. Hätten die Alliierten im Winter 1914/15 Konstantinopel erobert, so hätten sie Rußland mit Munition versehen können und wir hätten die großen

Siege über die russischen Armeen im Sommer 1915 nicht erreichen können. Die Flotte hat also wesentlich dazu beigetragen, daß wir die Krieg so lange ausgehalten haben. Nachdem wir den schrecklichen Ausgang erlebt haben, können wir heute sagen, daß das kein Glück für uns war, und man kann Sirpiß nur beistimmen, wenn er sagt, jedes Ende wäre besser gewesen, als das, welches schließlich eingetreten ist. Ja gewiß, jedes Schiff mit dem letzten Offizier und Mann auf dem Grund des Meeres lieber, als jene für alle Ewigkeit den deutschen Namen besleckende Schande der Auslieferung der Schiffe an den Feind. Aber war das eine denkbare Strategie im Herbst 1914? Hat auch nur etwa Sirpiß selber so gedacht? Hat er wirklich mit dem ganzen Ernst einer unerschütterlichen Überzeugung die Seeschlacht mit dem Ausblick auf den wahrscheinlichen Untergang gefordert? Er war nicht der Verantwortliche, er war nur der Ratgeber.

Er druckt selber das Gutachten ab, das er schon am 16. September 1914 an den Chef des Admiralstabes über die einzuhaltende Seeschlacht-Strategie eingereicht hat. Hier heißt es (S. 312):

„Es kommt darauf an, daß man das Vertrauen zu unserer Flotte hat, daß die englische Flotte in einer Schlacht mit der unsrigen mehr oder wenigstens ebensoviel Einbuße erleiden wird, als wir. Ich persönlich habe das Vertrauen. Die letzte Entscheidung kann meines Erachtens freilich nur derjenige Mann treffen, der die Verantwortung dafür hat, das ist der Hochseefecher. Er muß auch das Vertrauen zu sich selbst dafür haben, den Genius des Sieges in seinem Herzen zu tragen. Fast immer in der Weltgeschichte haben kleinere Flotten größere geschlagen.“

Ist das die unbedingte, vor keiner Verantwortlichkeit, vor keiner Gefahr zurückschreckende Herausforderung der Schlacht, die Sirpiß nach seiner Erzählung wie in seinen Briefen an seine Frau festen Mutes ausgesprochen haben will? Wenn die Kaiserin Maria Theresia ihrem Feldmarschall Daun zur Schlacht gegen Friedrich den Großen Mut machen wollte, wenn sie die Schlacht von ihm verlangte, so schrieb sie ihm, daß sie ihm die Verantwortung dafür abnehme, daß, selbst wenn der Kampf zu einer Niederlage führen sollte, sie ihm keine Schuld deshalb beimessen werde. Das Sirpißsche Gutachten drückt sich anders aus; es nimmt nicht einmal den wirklichen Sieg in Aussicht, sondern nur mehr oder weniger gleich starken Verlust und überläßt die letzte Verantwortung dem kommandierenden Admiral. Würde Sirpiß selber, wenn er an dessen Stelle gestanden hätte, diesen Entschluß gefaßt haben? Es ist so sehr viel leichter eine

Schlacht anzuraten, als sie zu befehlen. Tirpitz' Natur ist nicht so leicht zu durchdringen.\*)

Ich ziehe noch einen anderen Vorgang heran. Tirpitz ist höchst unzufrieden mit der Art, wie der Admiral Pohl im Einverständnis mit dem Auswärtigen Amt den Handels-U-Bootkrieg eingeleitet und organisiert hat. Er berichtet uns, er habe nicht die Erklärung des Seekriegsgebietes rings um England, sondern statt dessen die Erklärung der Blockierung der Themse vorgeschlagen. Ich bin nicht imstande zu untersuchen, was richtiger gewesen wäre und lasse die sachliche Frage beiseite, aber ich sehe her, wie Tirpitz selber den Vorgang erzählt (S. 345): „Welche Gründe vorgelegen haben, unter Umgehung meines Votums den U-Bootkrieg in Szene zu setzen, ist mir nicht bekannt geworden; jedenfalls war ich wieder einmal in einer der wichtigsten Fragen meines Ressorts ungehört geblieben, der U-Bootkrieg über meinen Kopf hinweg und gegen meinen Willen eröffnet, in einer Form, die nicht Glück verhieß. Der Kaiser stimmte zu. Ich stand zufällig dabei, konnte aber aus der ganzen Situation heraus nur noch die Aenderung erreichen, daß man in der Erklärung auf den englischen Flaggenmißbrauch Bezug nehmen möchte.“

Der Admiral von Pohl ist tot. Einer der anderen von Tirpitz so scharf angegriffenen Admirale aber, der Chef des Marinekabinetts von Müller erzählt in einem (in der Neuen Berliner Zeitung, 10. Oktober) veröffentlichten Brief den Vor-

\*) Die mittlerweile erschienenen Publikationen haben den Verdacht, daß Tirpitz die Seeschlacht garnicht so unerwünscht gefordert habe, wie es die Memoiren darstellen, bestätigt. Nach einer Mitteilung des Oberhofmarschalls v. Reischach („Deutsche Politik“ v. 9. Jan. 1920, S. 58) hat der Großadmiral im August 1914 in Koblenz geäußert: „Um Gottes willen die Flotte nicht einsetzen!“ Admiral v. Müller hat der „Deutschen Politik“ vom 21. Nov. 1919 ein Stück aus einer Tirpitzschen Denkschrift vom 25. Jan. 1915 veröffentlicht, worin es heißt (S. 658): „Bei der großen Ueberlegenheit der englischen Flotte waren Erfolge gegen das Gros der englischen Flotte nicht wahrscheinlich“. Das einzig richtige Kriegsziel für die Hochseeflotte sei deshalb der Kleinkrieg. [Was in demselben Heft der Admiral Bachmann zur Verteidigung von Tirpitz gegen Müller vorbringt, hat keine Beweiskraft.] Schließlich hat die Witwe des Admirals von Pohl Briefe und Tagebuch-Aufzeichnungen ihres Mannes veröffentlicht, die urkundlich ein fortwährendes Hin- und Herschwanken in den Ansichten und Forderungen des Großadmirals bezeugen. Bald fordert er die Schlacht; bald, wenn von ihm verlangt wird, daß er sagen soll, wie es zu machen sei, weicht er aus; bald verlangt er selber, daß die Flotte aufgespart werde.

Auch in der oben zitierten Denkschrift vom 16. Sept. will er schließlich, daß mit der Schlacht noch gewartet werde, „bis die Türkei definitiv losgeschlagen hat und bis die Hauptentscheidung im Westen gefallen ist“.

gang so: „Das Verhältnis Pohl-Sirpiß wurde bald ein gespanntes; es ging völlig zu Bruch, als Sirpiß mit seinem höchst bedauerlichen Wiegand-Interview in der unzweifelhaft in das Gebiet des Chefs des Admiralstabes fallenden Frage des U-Boots-Handelskrieges Pohl völlig übergang, begreiflich, wenn auch dienstlich bedauerlich, daß nun auch Pohl, nachdem einmal das heikle Thema des U-Boots-Handelskrieges von Sirpiß vor die Straße geworfen war, den Staatssekretär bei der Herbeiführung des gänzlich verfehlten U-Boots-Handelskrieges vom Februar 1915 übergang. Immerhin hätte Sirpiß noch im letzten Moment gegen diesen U-Bootskrieg opponieren können, denn er war Ohrenzeuge, als Pohl bei einer Bootsfahrt in Wilhelmshaven den bezüglichen Befehl beim Kaiser erwirkte. Er hat davon keinen Gebrauch gemacht.“

Auch Müller hat das Verfahren Pohls als illoyal bezeichnet und aus persönlichen Motiven erklärt. Er habe den Kaiser überrumpelt. Aber darum handelt es sich hier nicht, sondern darum, ob Sirpiß sich der, nach seiner Auffassung falsch aufgezogenen U-Bootoperation ganz mit der Entschiedenheit widersetzt hat, die man nach seiner eigenen Darstellung annehmen müßte. Seine Natur ist nicht so leicht zu durchdringen.

Wie ist es zu erklären, daß er die so sinnwidrige Forderung der Seeschlacht bei dem unausgleichbaren Abstand der Streitkräfte überhaupt aufstellte? Das subjektive Moment haben wir schon berührt: er war nicht der Verantwortliche; er war nur der Chef der Marineverwaltung; die Entscheidung über die Strategie hatten unter dem Kaiser der Chef des Admiralstabes und der kommandierende Admiral. Für den Mahnenden sind kühne Ratschläge immer leichter als für den Handelnden. Zu diesem subjektiven Moment kommt nun aber das objektive. Die ganze Marinepolitik, die Sirpiß 20 Jahre lang verfolgt hatte, sein ganzer Schiffsbau waren angelegt auf die Seeschlacht. Nun war der Krieg da und die Seeschlacht sollte prinzipiell vermieden werden. Dann war ja Sirpiß' Politik immer falsch gewesen. Er hatte seine Pläne immer begründet mit dem Risiko-Prinzip; die Engländer würden überhaupt nicht mit uns anbinden in der Berechnung, daß selbst bei einem Siege der Verlust den Gewinn nicht lohnen werde. Nun kamen sie doch und banden mit uns an. Wie war es nun mit dem Risiko-Prinzip? Sirpiß begründet die Möglichkeit eines deutschen Seesieges auch mit der Erwägung, daß in der modernen Seeschlacht wesentlich nur ein Schiff gegen ein anderes Schiff kämpfe, daß also die Ueberzahl der Schiffe nicht so viel ausmache. Ich weiß nicht, ob das richtig ist; aber angenommen, daß es zutrifft und daß die beiden Flotten sich gleichmäßig die

Schiffe fortschießen, so ist schließlich die kleinere Flotte erledigt und von der anderen noch ein Stück übrig. Aller Wahrscheinlichkeit nach hätten die Engländer es doch wohl auf solch eine Seeschlacht ankommen lassen, wenn auch nicht gerade so nahe bei Helgoland, daß die Inselgeschütze hätten eingreifen können. Es handelt sich weder hüben noch drüben um ein absolutes Ja oder Nein. Die Engländer hätten uns schneller niedergekämpft, wenn es ihnen gelang unsere Flotte zu vernichten. Aber sie konnten sich den Kampf und seine Verluste sparen, wenn sie uns aushungerten. Wir unsererseits konnten zwar verständigerweise keine Schlacht liefern, aber unsere Schlachtflotte war darum doch nicht völlig überflüssig, sondern hat uns, wenn auch „einbalsamiert“, nach Sirpiß' Ausdruck, nicht wenig geholfen, den Krieg solange durchzuhalten. Die Frage aber bleibt: wäre dieser Erfolg nicht auch mit anderen Schiffstypen als gerade den Dreadnoughts in ihrer übergroßen Zahl zu erreichen gewesen? Es bleibt doch immer etwas Unnatürliches, solche Kolosse zu bauen und sie dann nach Sirpiß' Ausspruch in Watte zu packen, und die moralische Rückwirkung der Untätigkeit des Offizierkorps wie der Mannschaft war fürchterlich. Das Risiko-Prinzip hatte sich im besten Fall als eine bloß relative Wahrheit entpuppt. Kein Wunder, daß es gerade der Erbauer der Flotte war, der sich, besonders da er voraussah, daß man ihm nicht zustimmen werde, gedrängt fühlte, das Einsetzen der Flotte zu fordern, und zur Schlacht rief.

Es ist nicht ohne Interesse zu bemerken, daß auch im Militär-Wochenblatt (Nr. 48, 1919) ganz dieselbe Betrachtung zu den Sirpiß-Erinnerungen gemacht wird, die ich soeben vortragen habe, und diesem Einwand wird noch hinzugefügt die alte Beschwerde der Armee, daß die Mittel, die politischer Blick der Armee zugeführt haben würde, auf die Flotte verwandt worden seien, die nun zu so großem Teil still in den Häfen lag.

Sachlich ist es klar, daß Sirpiß sowohl in seiner Auffassung von der russischen Orientierung wie in seiner Forderung der Seeschlacht im Unrecht ist und der Regen von kritischen und sarkastischen Bemerkungen, mit denen er alle seine Gegner vom Kaiser an übergießt, auf ihn selber zurückspritzt. Diese beiden Ideen sind nun das eigentlich Neue, das die Erinnerungen bringen. Auf ihnen baut sich nun jene Forderung auf, von der man weiß, daß Sirpiß ihr eigentlicher Träger war, daß Deutschland als Ergebnis des Krieges die Herrschaft über die frandrische Küste gewinnen müsse. In diesen „Erinnerungen“ finden wir das verhängnisvolle Wort, das 1914 von Mund zu Mund ging: „wenn wir Belgien nicht behalten, haben wir den Krieg verloren.“ Sirpiß freilich will das nicht im Sinne einer Union verstanden haben. Er wollte nur Flandern von Wal-

lonien trennen, deutsches Besatzungsrecht in Zeebrügge und eine nicht näher definierte wirtschaftliche Verbindung mit Belgien „frei von britischer Hoheit“ (S. 157).

Es würde nicht richtig sein, solche Phantasmagorien heute einfach mit schmerzlichem Lächeln beiseite legen zu wollen. Die Frage Belgien ist die Frage der Schuld an der Kriegsverlängerung und diese darf ebensowenig von der Tagesordnung verschwinden, wie die Frage nach dem Ursprung des Krieges, bis sie so geklärt ist, daß niemand mehr zu widersprechen vermag.

Tirpitz also bekennt sich noch heute zu der Forderung der flandrischen Küste, aber er bestreitet, daß diese Forderung kriegsverlängernd gewirkt habe, da die Feinde auf jeden Fall von dem Vernichtungswillen gegen Deutschland erfüllt waren. „Es handelte sich darum, ob England seinen Vernichtungswillen oder wir unseren Lebenswillen durchsetzten“ (S. 277). Deshalb habe er niemals die Gelegenheit und er habe auch niemals die Macht gehabt, einen Frieden zu verhindern. Niemals sei ihm etwas von einer solchen Möglichkeit bekannt geworden.

Bei dieser Fragestellung hat Tirpitz sicherlich recht. So lange er Minister war, ist keine Möglichkeit zu Friedensverhandlungen gegeben gewesen. Es fragt sich aber, ob man, sei es früher, sei es später, eine solche Möglichkeit hätte schaffen können, und ob die Forderung der flandrischen Küste (denn Zeebrügge ist die flandrische Küste), die, von Tirpitz' Autorität getragen, so weite Kreise des deutschen Volkes erfüllte, dabei eine Rolle gespielt hat.

Hier ist nun Tirpitz jüngst ein Sekundant erstanden in einem der Männer, die sonst zu seinen entschiedensten Gegnern gerechnet werden müssen, dem Staatssekretär Helfferich, dessen Vortrag „die Friedensbemühungen im Weltkrieg“\*) in diesem Zusammenhang besprochen werden muß. Es handelt sich um den englischen Friedensfühler vom August 1917. Ist es wahr oder ist es nicht wahr, daß England damals einen Friedensfühler ausgestreckt hat und daß diese Aktion keinen Erfolg hatte, weil Deutschland keine genügende Erklärung über Belgien abgab?

Helfferich stellt fest, daß im Sommer 1917 nach ganz zuverlässigen Nachrichten unter den empfindlichen Wirkungen des U-Bootkrieges und der militärischen Mißerfolge bei den Westvölkern eine sehr ernsthafte Neigung für einen Verständigungsfrieden tatsächlich vorhanden war.\*\*)

\*) Zeitfragen-Verlag Berlin-Zehlendorf-West, 48 S.

\*\*\*) Er nennt sie die erste und einzige. Seine Darstellung der Wilsonschen Friedensvermittlung, die er als von vornherein aussichtslos hinstellt, hat mich jedoch nicht überzeugt.

regung soll zerstört worden sein durch die Friedens-Resolution, den Rücktritt Bethmann Hollwegs und die Indiskretion des Abgeordneten Erzberger, die es zuwege brachte, daß die Denkschrift des Grafen Czernin über die verzweifelte Lage der Zentralmächte den Entente-Regierungen bekannt wurde. Aus allen diesen Tatsachen hätten die Entente-Regierungen geschlossen, daß es mit uns zu Ende gehe und sie den Verständigungsfrieden nicht nötig hätten.

Dem ist denn doch der allerstärkste Zweifel entgegenzusetzen. Was ist das schon für eine merkwürdige Zusammenstellung: die Friedens-Resolution, der Rücktritt Bethmann Hollwegs und die Czerninsche Denkschrift! War etwa der Rücktritt Bethmanns und seine Ersetzung durch Michaelis ein Symptom unseres Zusammensinkens? Im Gegenteil fragte man doch in der Welt ganz ängstlich, ob nicht mit Michaelis gerade die Kriegspartei und die Alldeutschen obenaufgekommen und der neue leitende Staatsmann das Geschöpf der Obersten Heeresleitung sei! Die Friedens-Resolution des Reichstages wurde wohl hier und da als Ausdruck unserer Entmutigung angesehen, ebenso oft aber wurde auch in der feindlichen Presse gesagt, die Resolution könne nicht zum Frieden führen, da ja in Deutschland der Reichstag nicht die entscheidende Instanz sei. Endlich aber von der Czerninschen Denkschrift mag wohl etwas bis zur Entente durchgeleckt sein, da Herr Erzberger sie in der Tat nicht genügend geheim gehalten hat, aber ist ihr Wortlaut drüben bekannt geworden? Es scheint nicht so, und eine bloße Erzählung von einer sehr pessimistischen Denkschrift kann kaum so verheerend gewirkt haben, da, wie Helfferich eingehend berichtet, die jenseitigen Staatsmänner damals ganz ebenso gestimmt waren.

Wie ist also der Umschlag zu erklären? Keine Frage, man hat, nachdem man im Juni eine Friedensregung hat merken lassen, am 30. August 1917 erklärt, von Verhandlungen nichts wissen zu wollen. Am 21. August aber lautete die jetzt veröffentlichte Instruktion an den englischen Gesandten in Rom noch überaus vorsichtig. Damals kannte man aber die Berliner Vorgänge und angeblich auch die Czerninsche Denkschrift schon seit mehreren Wochen. Es ist also ganz unmöglich, daß diese Vorgänge zwischen dem 21. und 30. August einen Umschwung herbeigeführt haben. Was hat ihn denn sonst bewirkt? Die Erklärung ist sehr einfach, und ich bin erstaunt, daß Herr Dr. Helfferich sie nicht kennt. England und Frankreich verlangten keine Verhandlung über Belgien, sondern verlangten, daß wir vor jeder Verhandlung die Erklärung über Belgien abgaben. Man wollte keine Diskussion über Belgien, sondern eine deutsche Erklärung über Belgien. Das ist in den „Preuß. Jahrbüchern“ oft genug gesagt worden. Dies Verlangen war auch keines-

wegs etwa bloße Schifane, sondern lag in der Natur der Dinge. Wenn Belgien Verhandlungsobjekt war, so waren wir als die Inhaber des belgischen Bodens bei den weiteren Friedensverhandlungen in der unbedingten Ueberlegenheit. Diese Ueberlegenheit, die wohl in der augenblicklichen Gestaltung des Kriegsschauplatzes, aber nicht in der Gesamtbalance der Kräfte ihre Begründung hatte, konnten und wollten uns die Gegner nicht zugestehen. Das hätte der führende deutsche Staatsmann einsehen müssen. Wir haben die Friedensmöglichkeit des Sommers 1917 zerstört nicht dadurch, daß wir in unseren Feinden plötzlich wieder die Hoffnung erregten, uns völlig niederkämpfen zu können, sondern umgekehrt dadurch, daß die Feinde sahen, daß wir nicht entfernt bereit waren, auf ihre unerläßlichste Bedingung einzugehen. Ob man schließlich zu einer Einigung gelangt wäre, nachdem die belgische Frage bereinigt war, steht dahin. Hinter der belgischen Forderung wären andere aufgetaucht, die weniger leicht von uns zu erfüllen waren. Aber so sicher das ist, so sicher ist auch, daß hinter diesen Forderungen nicht mehr der einmütige Wille des britischen Volkes gestanden hätte, so wie er hinter der belgischen stand. Die britische Heimatsfront zu zertrümmern, darauf kam es an und das konnten wir mit dem Keil Belgien. Wir haben also keineswegs, wie Helfferich meint, alles getan, was in unserer Macht stand, um der Friedensregung im feindlichen Lager zur Realisierung zu verhelfen. In Deutschland war man ja so unklar über die Lage, daß man die Erklärung über die Herausgabe Belgiens mit der Herausgabe selbst verwechselte. Eben damals wurde die Vaterlandspartei begründet, tobte gegen die Friedensresolution und der Großadmiral Sirpiß trat an die Spitze dieser Bewegung. Die Resolutionsmajorität selber im Reichstag ließ sich gefallen, daß der neue Reichskanzler in doppeldeutigen Wendungen über Belgien sprach und daß die öffentlichen Wendungen sind im Herbst 1917 erstickt worden, nicht durch den unerschütterlichen Vernichtungswillen der Entente, sondern durch die unergründliche Verblendung der Führer des deutschen Volkes; zu den Schuldigsten aber gehören der Großadmiral v. Sirpiß, der auf Zeebrügge, und General Ludendorff, der auf Lüttich nicht verzichten wollte. Beider Verhalten ist um so schuldhafter, als sie die Ueberlegenheit unserer Feinde sehr gut kannten und jetzt in ihren Aufzeichnungen bezeugen,

daß sie keineswegs von unbedingtem Glauben an den Sieg erfüllt gewesen sind (z. B. Tirpitz, S. 464). Beide aber, mit der Autorität ihrer Stellung und ihrer starken Persönlichkeit zogen auf ihrem Irrwege die breiten Schichten der führenden Klassen Deutschlands hinter sich her. Ich bin wahrlich kein Freund und Anhänger der Revolution gewesen und die soziale Schicht, die uns heute regiert, hat nichts weniger als meine Sympathie. Alle meine Ideale liegen heute am Boden, zerbrochen und beschmutzt. Aber die Weltgeschichte hat eine innere Gerechtigkeit, der ich mich beugen muß: eine Führerschicht, die ein Volk derartig in die Irre leitet, wie es bei uns in diesem Kriege geschehen ist, muß ihren Platz räumen.

Nicht formell, aber in dem Sinne, daß die irrgelende öffentliche Meinung für ihre falschen Instinkte sich auf diese Autorität berief und sich berufen durfte, sind Tirpitz und Ludendorff die Schuldigen. Aber wie schon bei Ludendorff, so darf ich bei Tirpitz hervorheben, daß er doch geistig viel zu hoch stand, um alle die erhitzten Vorstellungen und Forderungen, die der aufgeregte nationale Fanatismus vertrat und leider auch vielfach durchgesetzt hat, gutzuheißen. Es gereicht Tirpitz zum Ruhm, daß er verlangt, Deutschland hätte die Rolle des Beschützers aller kleineren Nationen ergreifen sollen, und in sehr freundlichem Tone von den Dänen spricht. Statt dessen haben wir ja als besondere Spezialität die Spielart des nach innen gerichteten Chauvinismus gepflegt und dafür den spezifischen Ausdruck Hatatismus geprägt. Es gereicht Tirpitz zum Ruhm, daß er uns tadelt, weil wir „die von England eingeführte barbarische Sitte der Internierung wehr- und harmloser Zivilgefangener“ nachgemacht haben. Es gereicht ihm zum Ruhm, daß er die Lustangriffe auf offene Städte und auf Zivilbevölkerung tadelt (S. 158). „Könnte man“, schreibt er einmal nach Hause, „London an 30 Stellen in Brand bringen, so tritt das Obdöse vor dem Gewaltigen zurück“ (S. 428). Das ist ganz in dem Geiste des alten Moltke, als er seinerzeit das Bombardement von Paris verwarf, weil es eine bloße Grausamkeit sei, die doch wegen ihrer Unbedeutendheit keinen militärischen Erfolg verspreche. Tirpitz schreibt nach Hause, er habe versucht, die „Kindereien mit den Zeppelin Schiffen zu bremsen“ (S. 471), während unsere öffentliche Meinung diesem grausamen Wahnwitz zujubelte.

Von ganz entscheidender Bedeutung ist schließlich das Zeugnis, das Tirpitz direkt und noch mehr indirekt dem von ihm so bitter gehaßten Reichskanzler von Bethmann Hollweg in bezug auf den Kriegszusprung ausstellt. Er ist ja im höchsten Grade unzufrieden mit unserer Politik, kann sie nicht genug tadeln wegen ihrer angeblich falschen Direktion und ihrer Ungeschicklichkeit. Aber um so mehr nimmt er sie in Schutz gegen

die Anklage, den Weltkrieg gewollt zu haben. Mit denselben Worten, in die ich es in den „Preuß. Jahrbüchern“ gefaßt habe, sagt er, daß Herr von Bethmann gerade durch sein Verfahren den Weltfrieden nicht nur zu erhalten, sondern zu festigen geglaubt habe (S. 233). Er fügt hinzu: „Ich kann noch einen weiteren vollgültigen Beweis dafür anführen, daß unsere Reichsleitung den Krieg nicht gewollt hat. Sie war nämlich von Anfang an überzeugt, daß wir nicht siegen würden. Nun kann man ihr zwar viel Ungeschick zutrauen, nimmermehr aber das verbrecherische Tun, einen Krieg zu wollen, von dessen Ausichtslosigkeit sie selbst am tiefsten durchdrungen war.“

Stärkeres, um unseren Willen gegen den Weltkrieg zu beweisen, kann man in der That nicht sagen, wenn die Sirpißsche Erzählung auch einer gewissen Einschränkung bedarf. Daß die Reichsleitung von Anfang an nicht an den Sieg geglaubt habe, ist nur richtig, wenn man an einen Sirpißschen Sieg denkt. Das Wort „Sieg“ ist aber dehnbar. Für einen Verteidiger ist es schon „Sieg“, wenn er den Angreifer endgültig abgeschlagen hat; ist der Angreifer sehr übermächtig, so kann ein solcher Sieg sogar glänzend genannt werden, so wie die Weltgeschichte den Hubertsburger Frieden für Preußen bewertet hat. In diesem Sinne war auch unser Sieg möglich und hat auch die Reichsleitung sicher an den Sieg geglaubt. Trotzdem bleibt die Sirpißsche Schlussfolgerung bestehen, denn um eines solchen Defensiv-Sieges willen fängt kein Staatsmann und keine Regierung einen Krieg an.

\*\*\*

## Falkenhayn und Ludendorff.

- Die Oberste Heeresleitung 1914—1916 in ihren wichtigsten Entschlüssen, von Erich v. Falkenhayn. General der Infanterie 3. D. Mit 12 Karten. Berlin 1920, Ernst Siegfried Mittler & Sohn.
- Der deutsche Generalstab in Vorbereitung und Durchführung, von H. von Ruhl, General der Infanterie 3. D., Dr. phil., im Kriege Chef des Generalstabes der ersten Armee, später der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht. Verlag von Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Berlin 1920.
- Generalfeldmarschall v. Bülow, Mein Bericht zur Marne-Schlacht mit sieben Kartenbeilagen. Berlin, Druck und Verlag August Scherl G. m. b. H.
- Der Weg zur Katastrophe, von Karl Friedrich Nowak. Berlin, Erich Reiß Verlag.
- Hesse, Kurt (Oberleutnant), Das Marne-Drama des 15. Juli 1918. Wahrheiten aus der Front. Mit 2 Skizzen. M. 2,25. E. G. Mittler & Sohn.
- Karl Helfferich, Der Weltkrieg. Bd. I—III. Ullstein & Co., Berlin.
- Deutschlands Hochseeflotte im Weltkrieg. Persönliche Erinnerungen von Admiral Scheer, Dr. phil. et jur. h. c. Mit zahlreichen Bildern und Kartenbeilagen. Berlin, Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H.
- Das Buch gibt manche interessante und auch schöne und erhebende Einzelheiten, ist aber für den großen Zusammenhang unergiebig. Die bekannten Tatsachen und landläufigen Argumente der alldeutsch-militaristischen Richtung werden breit, aber ohne Vertiefung vorgetragen.
- Die zwei weißen Völker! (The two white nations!) Deutsch-englische Erinnerungen eines deutschen Seeoffiziers, von Georg von Hase, Korvettenkapitän a. D. Mit 23 Abbildungen und 2 Gefechtskizzen. Leipzig, Verlag von R. F. Koehler 1920.
- Hermann Stegemanns Geschichte des Krieges. Bd. I—III (etwa 1914 und 1915 umfassend) Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. Bd. III, 24 Mf. gebd. 30 Mf.
- Unser Oesterreich-Ungarischer Bundesgenosse im Weltkriege. Erinnerungen aus meiner vierjährigen Tätigkeit als bevollmächtigter General beim k. und k. Armeeoberkommando von A. von Cramon. Generalleutnant a. D. mit 5 Skizzen. Berlin 1920. Ernst Siegfried Mittler & Sohn.

Diese interessanten Aufzeichnungen habe ich erst gelesen, nachdem das Manuskript dieses Aufsatzes bereits an die Druckerei abgegangen war. Der Verf. huldigt anderen weltpolitischen Anschauungen als ich, meine Auffassung wird aber sachlich durch seine Darlegungen durchweg bestätigt; wo er anders urteilt als ich, hat er mich nicht überzeugt. Hier und da habe ich noch in der Korrektur kleine Ergänzungen aus diesem Buch eingefügt.

Der General von Falkenhayn unterscheidet sich von Ludendorff und Sirpiß von vornherein dadurch, daß er nicht populär ist und es niemals gewesen ist. Was auch für Gründe hüben und drüben dabei mitgespielt haben mögen, so viel liegt zutage, daß Falkenhayn die Popularität, die er nicht hat, auch niemals gesucht hat. Kaum je, daß man eine Photographie von ihm sah und auch die kleinen Mittel der Pressebeeinflussung, der Liebenswürdigkeit gegen schreiblustige Journalisten, hat er immer verschmäht. Als in der zweiten Septemberwoche 1914 das Große Hauptquartier moralisch zusammenzubrechen drohte und Falkenhayn dem unglücklichen Moltke die Zügel aus der Hand nahm, um mit der Entschlossenheit des echten Feldherrn, der auch dem Unglück ins Auge zu schauen wagt, den Kampf fortzuführen, da geschah es in aller Stille, so daß viele Wochen lang die Öffentlichkeit von dem Führerwechsel überhaupt nichts erfuhr. Da ein positiver Sieg indessen nicht mehr errungen werden konnte, sondern der Feldzug im Stellungskriege erstarrete, so konnte der die Volkstümlichkeit verleihende Ruhm aus dem Erfolge, so hoch man ihn einschätzen muß, nicht erblühen. Der Glanz von Tannenberg und nachher das Abschlagen der großen russischen Offensive in Polen überstrahlte das Aushalten an der Westfront. Auch bei den nachfolgenden großen Siegen, dem Durchbruch bei Gorlice-Tarnow, der Vertreibung der Russen aus Polen und ihren ganzen Westgebieten, der Eroberung Serbiens verlieh die öffentliche Meinung den Lorbeer mehr dem ausführenden Oberbefehlshaber Mackensen als dem denkenden Kopf der Obersten Heeresleitung, der den Plan entworfen, die Mittel bereit gestellt und die Ausführung befohlen hatte. Nun kam gar der Mißerfolg vor Verdun, und als infolgedessen der General Ludendorff an die Stelle Falkenhayns trat, kam er nicht nur als der Sieger von Tannenberg, sondern als der Mann, dem die öffentliche Meinung Vertrauen entgegenbrachte, während Falkenhayn betrachtet wurde als der bloße Günstling des Kaisers, welche Vorstellung immer im Umlauf gesetzt und geglaubt werden. Der alte Moltke hat wiederholt ausgeführt, daß der Oberste Kriegsherr nicht den Rat verschiedener Personen einholen, sondern sich ausschließlich an den Rat seines Generalstabschefs binden müsse und es ist einleuchtend, daß diese militärische Lebensregel richtig ist. Nichts-

destoweniger habe ich ernsthafte Leute sich darüber erregen sehen, daß Falkenhayn nach Höflingsweise jeden anderen militärischen Einfluß auf den Kaiser abzuschneiden versucht habe, und daß er im September 1914 in einer fast verzweifelten Situation die Leitung an sich riß, wurde ihm gar als ehrgeizige Streberei ausgelegt. Die öffentliche Meinung hat immer ihre Lieblinge und ihre Sündenböcke. Die Aufgabe der kritischen Geschichtsschreibung ist es, sich von Liebe und Haß frei zu halten und festzustellen, wie es wirklich gewesen ist. Auch das Falkenhaynsche Buch ist naturgemäß, wie diejenigen von Ludendorff und Tirpitz, eine Rechtfertigungsschrift, aber anders als diese sind es, wie auch schon der Titel besagt, keine Memoiren, keine persönlichen Lebenserinnerungen, sondern es ist eine sachliche Darstellung des Tuns und Denkens der Obersten Heeresleitung solange der General von Falkenhayn ihr Haupt war. Die persönliche Note tritt zurück, so sehr der tiefe Gegensatz der Anschauung zwischen den beiden rivalisierenden Generalen sich auch durch das Ganze hindurchzieht und bei den verschiedenen strategischen Problemen immer von neuem wieder auftaucht. Das Falkenhaynsche Buch gibt mir also die Gelegenheit und den Anstoß, mich nicht nur mit ihm selbst, sondern auch mit den strategischen Grundfragen des Weltkrieges, die ich mir bei der Besprechung des Ludendorffschen Buches noch vorbehalten habe, zu beschäftigen. Die anderen, obengenannten Werke und Schriften von Helfferich, Ruhl, Cramon, Nowak, Bülow, Hesse, Stegemann, Scheer, Haase liefern diese oder jene Ergänzungen.

Der Schlieffensche Plan, mit dem wir in den Weltkrieg eintraten, war darauf angelegt, Frankreich zu überrennen, ehe die Russen mit ihrer Vollkraft in den Krieg eintreten konnten. Noch heute sind unsere Militärs nahezu einmütig darin, daß dieser Plan der einzige gewesen sei, der Sieg und Rettung in Aussicht stelle, und eben in dieser Vorstellung liegt die moralische Rechtfertigung des Durchmarsches durch das neutrale Belgien.

Der Plan ist mißglückt; entweder weil wir von vornherein zu schwach waren, weil wir den Widerstand der Belgier, die Schnelligkeit der englischen Hilfe, die Fähigkeit des französischen Verteidigungswillens unterschätzten, oder weil der General Moltke nicht die Folgerichtigkeit des Denkens und die Fähigkeit des Willens hatte, den Schlieffenschen Plan, wie er gedacht war, wirklich durchzuführen. Statt alle Kraft in den rechten, durch Belgien vormarschierenden Flügel zu legen und den linken, nach dem Elsaß reichenden Flügel zurückzuhalten, ließ sich Moltke verleiten, auf dem linken Flügel, in Lothringen, einen Durchbruch zu versuchen und fühlte sich des Erfolges so sicher, daß er von der entscheidenden Stelle, dem rechten Flügel, zwei Korps fortnahm und sie nach Ostpreußen schickte. Ueberdies verstand

die Oberste Heeresleitung nicht, die Vorbewegung der Armeen miteinander in Einklang zu bringen. Auf der Gegenseite hatte der General Joffre, nachdem ein Gegenstoß zum Zwecke des Durchbruchs mißglückt war (21.—23. August), die Entschlossenheit, mehr und mehr französischen Boden preiszugeben und zurückzugehen bis in die Nähe von Paris. Wir aber sahen darin Flucht. Die Folge war der Rückschlag an der Marne. Aber ob selbst wenn diese Fehler nicht gemacht worden wären, wir den Feldzug und damit den Krieg gewonnen hätten, das ist doch in hohem Maße die Frage. Nehmen wir an, daß Paris so schnell gefallen wäre wie Untwerpen und daß ein großer Teil der französischen Armee auf dem weiteren Rückzug gefangen genommen worden oder gegen die Schweizer Grenze gedrängt worden wäre — hätten die Franzosen Frieden geschlossen? Wir dürfen es leider als sicher hinstellen, daß das deutsche Volk in seiner damaligen Stimmung so wahnwitzige Bedingungen gestellt haben würde, daß ein dauernder Friede sich darauf nicht hätte aufbauen lassen. Es ist dieselbe Frage, die immer wieder bei der Geschichte Friedrichs des Großen angeknüpft worden ist an die Entscheidung von Kollin. Was wäre geworden, wenn Friedrich hier gestiegen hätte? Ich glaube nicht, daß der Krieg, der im Jahre 1756 begann, deshalb schließlich wesentlich anders ausgegangen wäre. Die Uebermacht der gegen Preußen vereinigten Weltmächte war zu groß, als daß Preußen es weiter als zur Selbstbehauptung hätte bringen können, und Friedrich hat die Schlacht bei Kollin nicht verloren infolge irgend welcher Zufälle oder Fehler, sondern weil er zu schwach war, weil diese Herausforderung des Schicksals auf eine Ueberspannung seiner Kräfte hinauslief, die sich gegen seinen Willen entwickelt hatte und die früher oder später mit einem schweren Rückschlag enden mußte.

Das Unternehmen, Frankreich völlig niederrennen zu wollen, ehe die Russen uns zurückrissen, war nicht viel anderes.

Falkenhayn hat an dem Grundgedanken Schlieffens, daß die Entscheidung dieses Krieges im Westen gesucht werden müsse, zunächst festgehalten. Die großen Offensiven, die er im Jahre 1915 nach Osten richten ließ, die Zurückwerfung der Russen bis weit hinter Brest-Litowsk und Wilna, und die Niederschlagung der Serben waren ihm doch bloße Hilfsoperationen, bestimmt, uns den Rücken zu decken, Oesterreich-Ungarn zu retten, die Stokkraft des russischen Kolosses für längere Zeit zu lähmen (S. 163), Konstantinopel zu schützen und den Russen die Verbindung mit Westeuropa durch die Meerengen zu verschließen. Im Westen, erklärt er wiederholt, müßte und sollte die „Entscheidung“ erkämpft werden (S. 115). Das Wort „Entscheidung“ ist aber nicht eindeutig. Konnte an eine „Entscheidung“ gedacht werden, wie wir sie 1870 erkämpft haben, eine Entscheidung, die die Gegner „auf die Kniee zwang“, so daß wir ihnen den

Frieden diktieren konnten? Von dieser Vorstellung ist Falkenhayn schon im Jahre 1915 abgekommen. Er nennt es (S. 129) ein „nebelhaftes Kriegsziel“, „alle Feinde mit Waffengewalt so vollkommen niederzuwerfen, daß sie bedingungslos um Frieden bitten müßten. Dieses Ziel war bei der feindlichen Uebermacht nicht zu erreichen“. Man habe nur danach streben dürfen, den Westgegnern die Aussicht abzuschneiden, sie könnten uns durch Erschöpfung niederwerfen, ehe sie selbst unheilbaren Schaden erlitten. „Schon ein Friede auf solcher Grundlage bedeutete für die Mittelmächte in diesem Verteidigungskrieg einen vollen Sieg.“ Was besagt bei dieser Gesamtauffassung der Grundsatz, im Westen die „Entscheidung“ erkämpfen zu wollen? Offenbar nicht dasselbe wie etwa für Moltke im Jahre 1870. Eine solche „Entscheidung“ gab es für uns im Weltkrieg (es sei denn vielleicht im ersten Monat) nicht. Die „Entscheidung“ blieb selbst im günstigsten Falle nur eine relative. Die Hauptsache war, daß wir standhielten, daß wir durch möglichst starke und schwere Einzelschläge dem Feinde unsere Kraft und die Größe seines eigenen Einsatzes zum Bewußtsein brachten und gleichzeitig unsere Bereitwilligkeit zu einem Verständigungs-Frieden kundgaben.

Auf diese Weise sind in der Welt viele große Kriege geführt worden. Im Anschluß an einige Bemerkungen von Clausewitz habe ich die Lehre ausgebildet, daß in der Weltgeschichte zwei Grundformen der Kriegsführung zu beobachten und begrifflich festzustellen seien, die man als Niederwerfungs- und Ermattungs- oder Zermürbungs-Strategie bezeichnen kann, natürlich nicht in dem Sinne, als ob nun alle Kriege der Welt, unter welchen Umständen sie auch geführt worden seien, notwendig in diese Kategorien, wie in ein Schema, eingepaßt werden könnten, sondern in dem Sinne, daß es sich um Grundformen handelt, die vielfach abgewandelt und auch einander angeähert werden können. Die beiden Haupttypen aber bleiben bestehen. Zu der einen Schule gehören Alexander, Cäsar, Napoleon, Scharnhorst, Moltke; zur anderen Perikles, Hannibal, Gustav Adolf, Eugen, Marlborough, Friedrich, Wellington. Im preussischen Generalstab gab es vor dem Weltkrieg bezüglich der Einreihung Friedrichs zwei Richtungen. Die eine, besonders vertreten in der Redaktion der Bearbeitung der Kriege des großen Königs, wollten ihn in die Reihe der Niederwerfungs-Strategen einreihen; die andere, vertreten in mehreren Einzelschriften, stimmte der von mir ausgebildeten Auffassung bei und rechnet ihn, wenn auch dieses Wort nicht gebraucht ist, zu den Ermattungs-Strategen. Ich habe das ganze Problem in dem eben erschienenen vierten Bande meiner „Geschichte der Kriegskunst“ ausführlich behandelt. Falkenhayn ist in seinem Buch in eine theoretische Erörterung des Gegensatzes nicht eingetreten,

aber die Natur der Dinge, die praktische Kriegslage führt ihn am Schluß, als er die Oberste Heeresleitung an Ludendorff abgibt, zu Erwägungen, die der Lehre von der zwiefachen Form der Strategie sehr nahe stehen und auf die ich unten zurückkommen werde. Betrachten wir das Problem zunächst in der konkreten Ausgestaltung, die Falkenhayn ihm gab in der Begründung des Angriffs auf Verdun (Frühjahr 1916).

Der Angriff auf Verdun ist kein Durchbruchversuch; er ist keine Schlacht; er bezweckt nicht eine große taktische Entscheidung. Hätten wir Verdun schließlich genommen, so wäre das natürlich von sehr großer, namentlich moralischer Bedeutung gewesen, aber unbedingt erforderlich war, nach Falkenhayns Auffassung, dieser Erfolg nicht. Der Sinn des Unternehmens „an der Maas“, wie er es nennen möchte, war die Ausnutzung des Vorteils unserer umfassenden Stellung, um in fortgesetzten Kämpfen dem Feinde sehr viel größere Verluste beizubringen, als wir selber erlitten. Die Franzosen sollten nicht sowohl geschlagen, als zum „Ausbluten“ gebracht werden. So groß der Schmerz war, den sie zu erdulden hatten, sie mußten an dieser Stelle aushalten, da das Ausweichen, die Preisgabe von Verdun einen unerträglichen Verlust an Prestige bedeutet haben würde. Sie hatten dabei aber viel mehr zu leiden und auszuhalten als wir.

Dieses „Ausbluten-Lassen“ wird man als eine Spezies der Ermattungs- oder Zermürbungs-Strategie bezeichnen dürfen. Diese bedeutet ja keineswegs bloßes passives Ausdauern, unblutiges Manövrieren. Friedrich hat manche seiner schönsten Erfolge durch bloßes Manövrieren erlangt, z. B. sich nach der Niederlage von Kunersdorf durch Manövrieren gerettet. Oft hat er Monate und Jahre lang den Oestreichern gegenübergelegen, ohne zu schlagen, selbst dann, wenn er eine erhebliche Ueberlegenheit hatte (1741 nach Mollwitz; 1745 nach Hohenfriedberg; 1762), um so mehr, wenn er der Schwächere war, und Daun in Feldebefestigungen mit gewaltiger Artillerie sich unangreifbar machte. Ganz sicher aber durften sich die Oesterreicher niemals fühlen. Plötzlich, wenn ihm die Gelegenheit gekommen schien, schlug der König zu und das Blut floß in Strömen. Eine „Entscheidung“ aber, im Sinne Napoleons, erreichte er und bezweckte er damit nicht. Denn zu einer derartigen „Entscheidung“ gehört, daß man den Sieg weiter und weiter verfolgen kann. Dazu reichten Friedrichs Kräfte so wenig wie diejenigen Falkenhayns oder einstmals Hannibals, der auch trotz der völligen Vernichtung des römischen Heeres bei Cannä außerstande war, die Belagerung Roms ins Auge zu fassen, den Römern sagen ließ, die Feindschaft brauche nicht tödlich zu sein, und die Feindesstadt durch allmähliche Auflösung ihrer italischen Eidgenossenschaft zu überwinden trachtete.

Falkenhayn verwarf das weitere Eindringen in Rußland, da es ins Uferlose führe und auf keinen Fall die Westmächte zum Frieden zwänge; er verwarf auch die Offensive gegen Italien und entschied sich für den Angriff auf Verdun. Hier erhebt ihm ein scharfer Gegner und Kritiker in dem Führer der österreichisch-ungarischen Wehrmacht, dem Feldmarschall Freiherrn v. Conrad. Dieser hat zwar nicht selber über den Krieg geschrieben, aber er hat einen österreichischen Journalisten Nowak inspiriert und mit Material versehen. Das Buch ist in einem flotten, blumenreichen Journalisten-Deutsch geschrieben, ist aber eine höchst unerfreuliche Erscheinung. Je mehr man sich mit ihm beschäftigt, destomehr verliert es. Es ist durch und durch unehrlich. Der Feldmarschall hat den Journalisten Nowak benützt, der Welt seine Auffassungen darzulegen, ohne doch selbst für das, was gesagt wird, die Verantwortung zu übernehmen. Immer wieder fragen wir uns: sagt das Nowak oder sagt das Conrad? Das Buch ist erfüllt von einem ingrimmigen Haß gegen die Preußen im allgemeinen und den General v. Falkenhayn im besonderen. Jede Kritik, auch die feindseligste, belehrt, und das Nowaksche Buch ist wegen der sich von jeder Rücksicht entbindenden Kritik von hohem Interesse. Aber historisch ist es eine sehr trübe Quelle, und es gereicht dem österreichischen Feldmarschall nicht zur Ehre, diesem Buch eine empfehlende Einleitung mitgegeben zu haben.

Dies vorausgeschickt, muß aber doch die Frage der Offensive gegen Italien sehr ernsthaft geprüft werden. Was wäre geschehen, wenn die Deutschen sich auf der Westfront rein in der Defensiv gehalten, dafür aber die österreichische Offensive aus Tirol über Asiago—Uffiero in den Rücken der italienischen Armee am Isonzo entsprechend verstärkt hätten? Conrad malt aus, daß man einen großen Teil der italienischen Armee vernichtet und ganz Oberitalien bis an die französische Grenze eingenommen haben würde. Falkenhayn will es nicht Wort haben, daß ein solcher Sieg in Aussicht gestanden oder daß er für den Kriegsausgang eine Entscheidung gebracht haben würde. England und Frankreich würden sich um das Schicksal eines Bundesgenossen, der so viel verlangte und so wenig leistete, nicht sonderlich gekümmert haben. Rom hätte auch um des Verlustes von Oberitalien willen noch keinen Frieden gemacht, hätte es auch gar nicht gekonnt, da es ja mit seinen offenen Küsten ganz in der Gewalt der englisch-französischen Flotte war.

Dem dürfte man entgegenhalten, daß die Eroberung von Venedig, Mailand und Genua ganz gewiß größeren Eindruck in der Welt gemacht haben würde, als das Ausbluten bei Verdun. Es mag sein, daß, wie Falkenhayn angibt, die Verluste, die die Franzosen bei Verdun erlitten, sich zu denen der Deutschen wie fünf zu zwei verhielten. Bei der ungeheuren

Uebermacht unserer vereinigten Gegner sprang aber dabei für die deutsche Seite nur ein sehr mäßiger Gewinn heraus. Der Triumph, den Conrad in Italien in Aussicht stellte, war unvergleichlich viel größer und man kann die Verzweiflung des österreichischen Feldherrn über die Ablehnung seines Planes wohl verstehen. Falkenhayn selbst hebt an anderer Stelle mit Recht hervor, daß es in der Natur Englands lag, den Krieg mit französischen, russischen und italienischen Soldaten zu führen. In den Italienern wurden sie mitbesiegt. Die Westmächte würden nicht umhin gekonnt haben, den Italienern zu Hilfe zu kommen. Statt des entscheidungslosen Stellungskrieges hätte man wieder ein Stück Bewegungskrieg gehabt, wo sich vielleicht, wie nachher in Rumänien, die Ueberlegenheit der Führung über die bloße Ueberlegenheit des Materials (Somme-Schlacht) geltend machen konnte. Aber hier freilich beginnen auch die Zweifel. Wer sollte diesen Feldzug führen? Deutschland war damals noch nicht im Kriege mit Italien; es hätte höchstens Hilfsstruppen stellen können oder aber man hätte noch Oesterreicher aus der Ostfront durch Deutsche ablösen und den italienischen Feldzug ganz den Oesterreichern überlassen müssen. Sie hätten dann gleichzeitig aus Tirol und am Isonzo angreifen können. Conrad hatte unzweifelhaft strategisches Ingenium und die österreichischen Truppen hatten sich in den Verteidigungsschlachten am Isonzo gegen die Italiener bewährt. War aber der ganze Heeres-Organismus, war die österreichische Generalität den Anforderungen eines großen Bewegungs-Feldzuges aus den Alpen in und durch die oberitalienische Ebene gewachsen? Hatte man Anfangs-Erfolge, so war anzunehmen, daß die Franzosen und Engländer, die die Mont-Cenis-Bahn wie den Seeweg zur Verfügung hatten, mit immer größeren Massen auf dem Kampfplatz erschienen. Die Somme-Schlacht wäre, so zu sagen, an den Po veretzt worden und die Kriegs-Entscheidung wäre in die Hände der Oesterreicher gelegt worden. Konnten sie dieser Aufgabe genügen? Selbst um mit den Serben fertig zu werden, hatten die Deutschen kommen müssen. Vergeblich bemüht sich das Nowak'sche Buch, die Behauptung von der geringen Leistung der österreichischen Armee als Ausfluß des deutschen Hochmuts hinzustellen; sie liegt nur zu sehr am Tage und ist ja bei der buntscheckigen Zusammensetzung und diffusen Verfassung des habsburgischen Staates nicht anders als natürlich.

Der Conradsche Vorschlag war akademisch sicherlich der bessere, aber daß er uns gerettet haben würde, darf man schwerlich behaupten, und wenn er schließlich mit einem Rückschlag endete, so würde es heißen haben: wie konnte man auch den entscheidenden Akt in dieser Schicksalsfrage in die Hand der Oesterreicher geben?

Da keine von den beiden Parteien tiefer auf die Frage eingegangen ist, ob man sich etwa auf ein drittes Projekt, nämlich eine erneute Offensive gegen die Russen z. B. auf Kiew hätte einigen können, so will auch ich hier von dieser Möglichkeit absehen und bleibe bei der Frage: Verdun oder Italien?

Ueberlegt man es recht, so hatten von ihrem Standpunkt aus und gemäß ihrer Einschätzung der Kräfte Falkenhayn und Conrad beide recht, und das war eben unser Unglück. Ein mittelmäßiger Feldherr ist besser als zwei gute, hat Napoleon gesagt. Hätte Conrad mit der vortrefflichen schweren Artillerie seiner Armee den Angriff auf Verdun unterstützt, so hätte dieser auf beiden Ufern der Maas zugleich einsetzen können und wäre vermutlich gelungen. Hätte Falkenhayn den Angriff gegen die Italiener unterstützt, so wäre ihm zum wenigsten ein sehr großer Anfangserfolg beschieden gewesen. Jetzt verfolgte jeder der beiden Führer sein eigenes Unternehmen und der Erfolg war ungenügend auf der einen Stelle wie auf der anderen.

Aber nicht nur das. General v. Conrad hatte sich zu dem italienischen Unternehmen entschlossen in dem festen Vertrauen, daß die gegen Rußland aufgebaute Front, die sich jetzt in ziemlich gerader Linie von der rumänischen Grenze bis an die Ostsee erstreckte, fest und gegen alle Zufälle gesichert sei. Da kam in dreihundert Kilometer breiter Front die Brussilow-Offensive. Falkenhayn macht dem General Ludendorff den Vorwurf, daß er nicht bemerkt habe, wie die Russen ihre Kräfte von seiner Front wegzogen und auf dem südlichen Abschnitt zum Angriff sammelten. Die deutschen Armeekorps hielten stand, die österreichischen aber brachen an zwei Stellen, in der Bukowina und bei Luck, zusammen. Bei Luck ergaben sich in einer Nacht (4. Juni 1916) 89000 Mann, und die gesamte Einbuße der Oesterreicher belief sich auf mehr als 200000. Von diesem Schlage haben sich die Mittelmächte nie wieder erholt. Wohl gelang es den von allen Seiten herbeieilenden, namentlich deutschen Truppen, die Russen wieder zum Stehen zu bringen und die Lücke zu schließen. Daß das Unternehmen gegen die Italiener nun abgebrochen werden mußte, war vielleicht kein so großer Schaden; nach Falkenhayn war es sogar schon vor dem Brussilowschen Rückenstoß zum Halt gebracht; aber die Folge der Lucker Niederlage war, daß die Rumänen, die schon begonnen hatten, sich den Zentralmächten zu nähern, jetzt den Mut fanden, zum Viel-Bunde überzutreten, und wenn es uns auch gelungen ist, auch diesen Feind noch niederzukämpfen, so war doch die Folge des rumänischen Zwischenspiels, daß die Wilsonsche Friedensvermittlung nicht in Gang kam. Daraus wiederum ergab sich der verschärfteste Abotkrieg, der Krieg mit Amerika und der Rest.

Der Feldmarschall von Conrad wehrt sich in dem Nowak-schen Buch aufs äußerste gegen den Vorwurf, daß er selber mit

seinem italienischen Unternehmen das Luck=Unglück verschuldet habe. Er will auch die Untüchtigkeit und die mangelhaften Leistungen der österreich-ungarischen Truppen nicht zugeben, spürt nach Unzulänglichkeiten, die auch bei den Deutschen zu bemerken gewesen seien, und schilt auf die Eitelkeit der preußischen Generale, die immer allen Ruhm für sich in Anspruch genommen und die Leistungen der Bundesgenossen gering geschätzt hätten. Der Zusammenbruch der vierten österreichischen Armee bei Luck ist nach ihm die alleinige Schuld des Erzherzogs Josef Ferdinand, der ein begabter Soldat gewesen sei, aber seine Armee in der Längeweile des Grabendienstes habe verweichlichen lassen; man ging auf die Jagd, machte Wize, sang Wiener Schrammeln. „Die Generale im Frontbereich verlernten nicht bloß Befehle auszuführen, sie verlernten auch Befehle zu geben.“ Der Geist der Zuchtlosigkeit, der vom Erzherzog ausging, habe die ganze Armee vergiftet, und der preußische General von Linsingen, der den Oberbefehl führte, habe sich ebenso schuldig gemacht, indem er das Treiben mit ansah, ohne einzuschreiten. Der Kampf spielte sich im Sandgelände auf Raolinerde ab. Als das russische Trommelfeuer in ungeheuren Schwaden den Raolinstaub in die Luft wirbelte, versagten die Nerven zunächst einer ungarischen Honved=Division und deren Flucht riß allmählich die ganze Armee mit sich fort. Also nicht vor den Russen, sondern vor dem Staub sind die Ungarn ausgerissen, und der preußische General von Linsingen ist daran Schuld, weil er dem Erzherzog das Singen von Wiener Schrammeln nicht verbot. Dabei stellt der Feldmarschall selber ausdrücklich fest, daß die Russen nicht einmal in der Ueberzahl waren. Er unterläßt es auszusprechen, daß auch bei der Armee Pflanzler die österreichischen Truppen sich überrennen ließen. Der Erzherzog Josef Ferdinand mag zu sorglos gewesen sein, aber das ist weder eine Entschuldigung, noch eine Erklärung. Ein paar Monat Ruhe können eine Armee, die vorher etwas getaugt hat, nicht zum Verfaulen bringen. Die österreichisch-ungarischen Truppen haben an anderen Stellen unverweizlich gefochten, nicht bloß deutsche und magyarische, sondern hier und da auch tschechische Regimenter. Dennoch hatten die deutschen Generale, wie Luck beweist, recht, wenn sie die ungenügende Zuverlässigkeit und namentlich die geringe Angriffs=kraft der Bundesgenossen bei allen strategischen Plänen in Rechnung gezogen wissen wollten und schließlich direkt oder indirekt ihre Unterstellung unter deutsche Oberleitung forderten und durchsetzten. Bei allem Ingrimm und allem Schelten auf die Ueberhebung und den Hochmut der Deutschen ist es doch Conrads eigene Darstellung (bei Nowak), die die Richtigkeit der deutschen Auffassung bestätigt.

Nowak kann sich nicht genügen, das militärische Genie und die Selbstverleugnung Conrads zu preisen, die immer

nur die Sache, nie den eigenen Ruhm im Auge gehabt habe. Man wird gerechterweise dem General beide Eigenschaften zuerkennen müssen, aber um die Welt zu retten, hätte er noch einen Grad mehr davon haben müssen: er hätte aus jenem höchsten Grundsatz der Strategie, dem des einheitlichen Handelns, die letzte Konsequenz ziehen und dem deutschen Generalstabschef erklären müssen, daß, da Deutschland einmal im Bunde der Mitte die stärkste Macht sei, die österreichische Heerführung sich ihr freiwillig unterordne, auch da, wo sie Besseres zu sehen glaube. Denn nicht darauf kommt es im Kriege an, hat Clausewitz gelehrt, daß das an sich Vorteilhafteste geschehe, sondern daß das, was unternommen wird, kraftvoll, einheitlich und konsequent durchgeführt werde. Man wendet ein, daß es für den Vertreter einer selbständigen Großmacht unmöglich ist, ein solches Wort zu sprechen. Mag sein. Aber das hebt nicht auf, daß es, wenn gesprochen, uns vielleicht gerettet haben würde. Nach der Katastrophe von Luck geschah es ja, aber da war es zu spät.\*)

Aller Gegensatz verhindert übrigens nicht, daß auch die verdiente Anerkennung gegenseitig ausgesprochen wird, nicht bloß von Seiten Conrads, sondern auch von Seiten der Preußen; sowohl Falkenhayn wie Ludendorff rühmen dankbar das Verdienst, das der österreichische Generalstabschef sich erworben habe, als er Ober-Schlesien decken half, während die Hindenburg-Armee im November 1914 ihre Flanken-Operation aus Westpreußen gegen Lodz machte.

Noch bedeutsamer als der strategische Gegensatz zwischen Falkenhayn und Conrad ist für uns, noch näher geht uns an derselbe Gegensatz zwischen Falkenhayn und Ludendorff. Schon unterhohlen ausgesprochen in Ludendorffs Buche, ist er jetzt in aller Offenheit und Breite enthüllt in dem Falkenhaynschen, dem als wesentliche Ergänzung das Helfferichsche an die Seite tritt.

Daß Generale untereinander uneins sind, sich gegenseitig aufs schärfste kritisieren und unsachliche Motive argwöhnen, ist so alt, wie die Kriegsgeschichte selbst. Wir wissen es von den Griechen in den Perserkriegen, von den Anklagen Catos gegen Scipio, von den Führern der Schweizer Kontingente bei Murten. Prinz Heinrich verdamnte die Strategie Friedrichs des Großen in Grund und Boden; York verflagte an dem Tag vor der Schlacht an der Raxbach Blücher beim König, daß er die Truppen

\*) Cramon bezeugt, daß man sich im österreichischen Offizierkorps der deutschen Führung keineswegs ungerne gefügt haben würde, daß aber in politischen und Hofkreisen die Eifersucht grenzenlos war.

mit den sublimen Ideen (Gneisenaus) ruiniere, so daß sich bei einer Offensive des Feindes nichts Günstiges erwarten lasse. Gneisenau war seinerseits ebenso unzufrieden mit der ewigen Unentschlossenheit Yorks und nannte ihn einen Glenden. Blumen-thal schrieb von Moltke: „ein genialer Mann, der keine Ahnung vom praktischen Leben hat, und von Truppenbewegung nichts versteht“. Häufig sind diese Gegensätze ohne tiefere Bedeutung und erklären sich daraus, daß im Kriege alles relativ ist: es gibt oft mehrere Wege, die zum Ziele führen; der eine hat diesen, der andere hat jenen Vorteil oder Nachteil im Auge und der Kritiker kann schließlich dem einen recht geben wie dem andern. Aber nicht immer. Oft genug steht auch das Heilbringende und Geniale dem Schwachmütigen, Gewöhnlichen und Verderblichen gegenüber.

Falkenhayn und Ludendorff sind zwei Individualitäten, die aus derselben militärischen Schule Clausewitz-Moltke-Schlieffen hervorgegangen, sich in ihren Anschauungen nahe stehen. Beide wissen, daß der Krieg nicht bloß Sache der Berechnung, sondern der Entschlossenheit, nicht bloß des Verstandes, sondern vor allem des Willens ist; daß der Krieg grausam ist und Blut fordert; daß der Angriff im allgemeinen der Verteidigung vorzuziehen ist; daß der taktische Erfolg strategisch ausgewertet werden muß; daß zu diesem Zweck unter den Verhältnissen der modernen Kriegführung der Front-Angriff nicht genügt, sondern durch einen Flanken-Angriff unterstützt und potenziert werden muß.

Am wenigsten Bedeutung möchte ich den taktischen Differenzen zwischen den beiden Heerführern beilegen, obgleich sie sehr stark hervortreten. Als im November 1914 der Stellungskrieg begann, ordnete Falkenhayn an, daß statt der bei uns bisher üblichen einfachen Verteidigungslinie mehrere Linien hintereinander ausgebaut werden sollten; die hinteren Linien sollten aber nur dem Notfall dienen; die Truppen erhielten den überlieferten Grundsätzen gemäß den strengen Befehl, ihre Linie bis zum letzten zu halten und sie, falls sie verloren ging, wiederzunehmen. Die Unterstützungen wurden also der ersten Linie, die an sich nur dünn besetzt war, zugeführt.

Ludendorff führte ein anderes System ein. Er schreibt (S. 213): „Die Infanterie focht zu eng und zu starr, sie klebte zu sehr am Geländebesitz; hohe Verluste waren die Folge. Die tiefen Unterstände und Keller wurden oft zu verhängnisvollen Menschenfallen. Der Gebrauch des Gewehrs war in Vergessenheit geraten, die Handgranate zur Hauptwaffe geworden und die Ausrüstung der Infanterie mit Maschinengewehren und anderen Feuerwaffen weit hinter den entsprechenden feindlichen Maßnahmen zurückgeblieben. Der Generalfeldmarschall und

ich konnten zunächst nur bitten, grundsätzlich die vorderen Linien dünner zu besetzen, die tiefen Stollen zu zerstören und alle Gräben und Geländeteile aufzugeben, deren starres Festhalten für die Gesamthandlung bedeutungslos war, aber besondere Verluste verursacht hätte.“

„Das ganze Verteidigungssystem mußte nach der Tiefe gestreckt, gelockert und scharf dem Gelände angepaßt werden. Große, dichte Drahthindernisse, so angenehm sie für die Zeit der Ruhe waren, boten keinen Schutz mehr. Sie verschwanden unter dem feindlichen Munitionshagel. Leichte, schwer erkennbare Drahtzäune eigneten sich für den Kampf besser, Stellungen am Vorderhang mit weitem Schussfeld für die Infanterie waren vom Feinde leicht eingesehen. Sie wurden von der feindlichen Artillerie zertrommelt und konnten von der eigenen Artilleriebeobachtung häufig nur schwer überwacht werden. Stellungen am Hinterhang mit geringem Schussfeld und unter guter Beobachtung durch die eigene Artillerie wurden gehalten. Sie verdienten im Großkampf den Vorzug.“

Falkenhahn hat den Wert der Vertiefung der Verteidigung bestritten. Sie berücksichtige, schreibt er, nicht genügend die Seele des Durchschnittsoldaten. Nur für vorzüglich ausgebildete Truppen mit sehr sicheren Führern sei sie passend. Werde der Mann auf einen Posten gestellt, wo er auf Unterstützung nicht zu hoffen habe, wo er sich preisgegeben fühle, und ihm die Möglichkeit gelassen, selber die Bestimmungen über das Ausweichen nach rückwärts auszulegen, so tue der gewöhnliche Sterbliche das in einer Weise, die ihm selber vielleicht Rettung verspreche, für das Ganze jedoch verderblich sei: „Es entsteht das freiwillige Sichergefangegeben oder das vorzeitige Rutschen nach hinten, das auch an den Hauptwiderstandslinien nicht mehr zum Halten zu bringen ist.“ Auch zwingt das System, die Artillerie zu weit zurückzuhalten, da sie beim Ausweichen zu leicht verloren gehe. So habe dieses elastische Verteidigungssystem schließlich mehr Verluste herbeigeführt, als das starre.

Diese Kritik wird eigentlich durch Ludendorffs eigene weitere Darstellung bestätigt.

Er fand sich veranlaßt, ein Jahr später die Abwehrtaktik von neuem umzubilden. Die Offiziere an der Front, berichtet er, machten Vorschläge, die sich mehr in der Richtung der früheren Taktik bewegten (S. 390). Nach einigen Wochen kam man aber wieder von der Verdichtung der vorderen Linie zurück. Man konstruierte statt dessen das „Vorfeld“, das heißt die Bildung einer dünnbesetzten Linie vor derjenigen, die die Truppe in der beweglichen Verteidigung halten sollte. Dadurch sollte die Artillerie Zeit finden, den Feind zu fassen, bevor er die Hauptwiderstandslinie erreichte. Wie aber sollte

dann die Vorfeld-Besatzung zurückkommen? (S. 391.) Wieder ein Jahr später muß zugestanden werden (S. 542), daß sich bei den Rückzugskämpfen das Vorfeld nicht bewährt habe, so daß die Bestimmungen darüber aufgehoben wurden (S. 543).

Ich füge noch einige andere interessante Bemerkungen Ludendorffs über seine Reformen hinzu.

„Auf taktischem Gebiete“, schreibt er (S. 211), „mußte es gelingen, die angriffsweise Führung der Artilleriekämpfe, die die feindliche Artillerie und Infanterie vor Beginn des Sturmes zerschlägt, wieder in den Vordergrund zu stellen. Bei der Unterlegenheit an Geschützen und Munition hatten wir darauf verzichtet. Vermeintliches Allheilmittel war das Sperrfeuer geworden. Die Infanterie wollte es haben; es hat aber doch viele gesunde Begriffe verwirrt. In der Theorie gut, mußte das Sperrfeuer unter dem Ungewitter des feindlichen Munitionsniedererschlages nur zu häufig versagen. Unsere Infanterie, die dem Schutze des Sperrfeuers sich anvertraut hatte, versäumte allzu leicht, sich selbsttätig zu verteidigen.“

„Der Infanterist hatte über der Handgranate das Schießen vergessen. Es war ihm erst wieder zu lehren. Er mußte erneut Vertrauen zu seinem Gewehr bekommen; dazu gehörte, daß er es beherrschte. Leicht war es, darauf hinzuweisen, unendlich schwer, hierin wirklich etwas zu erreichen. Bei der kurzen Dienstzeit unseres Erfases ist es auch nicht mehr gelungen, so oft es auch immer wieder versucht worden ist. Das war nur möglich bei langer eingehender Friedensausbildung, die das Schießen für den Schützen unter den Einflüssen des Kampfes zu einer mechanischen Handlung macht.“

„Bei der feindlichen Infanterie war bereits in weitem Umfange die Kraft des Menschen durch die Maschine erhöht; wir hingegen arbeiteten noch zu sehr allein mit dem Menschen. Wir hatten allen Grund, ihn ängstlich zu schonen. Auch hier hatte eine durchgreifende Aenderung einzutreten; das Maschinengewehr mußte der Hauptträger der Feuerkraft der Infanterie werden. Die Infanterie-Kompagnie mußte als neue Waffe ein leichtes Maschinengewehr erhalten, für dessen Bedienung sie möglichst wenig Gewehrträger herzugeben hatte. Unser Maschinengewehr in den Maschinengewehr-Kompagnien war zu schwer dafür.“

„Die vorwiegende Verwendung der Handgranate war dadurch entstanden, daß sie im Grabenrieg aus den Deckungen heraus und diese ausnützend, geworfen werden konnte, während der Gebrauch des Gewehrs ein Verlassen der Deckung erforderte. In den Nahkämpfen bei eigenen Unternehmungen und jetzt bei den feindlichen Großangriffen, wo der Mann dem Manne plötzlich gegenüber stand, war die Handgranate eine

handlichere und auch für den ungeübten Kämpfer leichter zu gebrauchende Waffe als das Gewehr, das zudem leicht ver-  
schmutzte. Das war verständlich; die Infanterie mußte aber  
in der Lage bleiben, sich durch eigene Kraft den Feind vom  
Leibe zu halten und ihn aus der Entfernung zu bekämpfen.  
Kam es erst zum Kampfe Mann gegen Mann, so war die  
feindliche Ueberlegenheit an Zahl zu leicht ausschlaggebend.“

Der Laie möchte geneigt sein, es den deutschen Generalen  
zum Vorwurf zu rechnen, daß sie nicht nur nicht im Voraus,  
sondern auch während des Krieges über die besten Kampfes-  
formen zu einer einheitlichen und sicheren Anschauung nicht  
haben gelangen können. Aber der Vorwurf verfliegt, sobald  
man das Problem historisch vertieft. In dem einleitenden Ka-  
pitel des Kuhl'schen Werkes ist sehr interessant erzählt, wie  
auch in der französischen Armee entgegengesetzte Theorien sich  
bekämpften und bald diese, bald jene Meinung die Oberhand  
hatte. Die Probleme sind aber noch sehr viel älter und treten  
immer wieder auf, weil die gesuchte klare und beste Lösung nicht  
existiert. Im Dreißigjährigen Kriege suchte man nach der rich-  
tigen Kombination von Pikenieren und Musketieren. Friedrich  
der Große schwankte hin und her, wie er die Salven seiner  
Infanterie (2½ bis 3 in der Minute im Siebenjährigen Kriege;  
später noch etwas mehr) mit dem Avancieren der langen Linien  
in Einklang bringen könne; zeitweilig ist er so weit gegangen,  
das Schießen im Vorgehen ganz zu verbieten und das In-  
fanteriefener auf die Verteidigung, namentlich gegen Kavallerie  
und die Verfolgung zu beschränken. Diese Anweisung nahm  
er aber schon während des Siebenjährigen Krieges wieder  
zurück. Napoleon hat überhaupt keine systematische taktische  
Vorschrift erlassen; die Taktik wuchs eine Zeitlang wild,  
wie man vielleicht sagen darf. Das ganze neunzehnte Jahr-  
hundert experimentierte mit dem Verhältnis geschlossener und  
aufgelöster Ordnung, von Bajonett und Kugel, mit dem Feuer  
in der Bewegung. Immer neue Formen wurden vorgeschlagen,  
versucht und wieder verworfen. Es handelt sich immer nur  
um relative Vorzüge und Nachteile; der Historiker darf sich  
daher mit dem allgemeinen Anblick begnügen und das Einzelne  
dem militärischen Techniker überlassen.\*)

Ganz anders ist es mit der Strategie. Hier ist zwischen  
den beiden deutschen Feldherren ein Zwiespalt, der eine Partei-  
nahme ermöglicht und fordert. Ich habe in meinem ersten  
Aufsatz über Ludendorff ein wenig günstiges Urteil über seine

\*) Mit der Taktik hängen eng zusammen die Fortschritte der Technik.  
Wer sich als Laie dafür interessiert, sei verwiesen auf die ausgezeichnete  
kleine Schrift „Die Technik im Landkriege“ von Generalleutnant  
Schwarte. Leipzig, Quelle & Meyer. 2 Mt. 50 Pf.

allgemeinen geistigen Fähigkeiten ausgesprochen und die wiederholte Lektüre seiner Memoiren hat dieses unerfreuliche Ergebnis nur noch bestärkt. Bei allem Reiz, den das Buch durch die Größe und Fülle der dargestellten Ereignisse und die Stärke der tragenden Persönlichkeit ausübt, ist es doch im Grunde ein fortlaufender Selbstwiderspruch.

Ich ergänze und wiederhole Einiges, was darüber schon in dem ersten Aufsatz gesagt ist.

Mit der größten Energie verwirft Ludendorff wiederholt (3. B. S. 349, S. 365) die Idee des Verständigungsfriedens, „der praktisch nie zu erreichen war“, um ihn dann selber mit derselben Entschiedenheit für möglich zu erklären und zu fordern. (S. 381.)

Er gesteht offen, daß er im tiefsten Grunde seines Herzens über den Ausgang des Krieges immer in schwerer Sorge gewesen sei und erklärt gleichzeitig (S. 365; Sommer 1917), „wir hatten die besten Aussichten, den Krieg zu gewinnen“.

Wer die Forderung des deutschen Einheitsstaates verwirft und den bestehenden Föderalismus erhalten will, vertritt einen Standpunkt, den man bekämpfen kann, aber anerkennen muß. Wenn man aber, wie Ludendorff (S. 207), schreibt, die Vereinheitlichung der Verfassung Deutschlands möge gefunden werden als ein weiterer Schritt der Entwicklung unseres Vaterlandes, möge dabei nicht vergessen werden, was Deutschland Preußen und den Bundesstaaten schuldet — so ist das zum mindesten inhaltlos.

Einmal will er unsere östliche Politik aufbauen auf den gemeinsamen Interessen, die uns mit den Polen verbinden (S. 314), dann wieder sind ihm die Polen unsere ewigen natürlichen Gegner (S. 57, S. 358).

Noch im Oktober 1918, erklärt er an einer Stelle, konnte und wollte das deutsche Volk zum größten Teile seine letzte Kraft geben (S. 609). Keine zwanzig Seiten vorher aber ist gesagt, daß in diesen Tagen ein Ruf an die Heimat ohne genügenden Erfolg verflungen wäre (S. 592).

Während man bei Falkenhahn fühlt, daß er sich die Ansichten, die er vertritt, selber gebildet hat, ist Ludendorff fest nur in dem, was die militärische Erziehung ihm gegeben hat, im übrigen aber in hohem Grade bestimmbar durch seine Umgebung, seinen Stab, diesen oder jenen Einfluß, der von außen an ihn herangebracht wird. Er beherrscht die Dinge, die er entscheiden soll, so wenig, daß er seine Anschauungen wechselt, ohne es auch nur selber zu bemerken.

Wie gedachte Ludendorff den Krieg zu führen, den Krieg, von dem er annahm, daß er niemals durch eine Verständigung,

nach der Art des Hubertburger Friedens, zu Ende zu bringen sei, sondern nur in Sieg oder Niederlage, das heißt also in einem vollständigen Sieg oder in einer vollständigen Niederlage ausgehen könne? Im Herbst 1916, als er in die Oberste Heeresleitung eingetreten war, hatte zuerst, indem man im Westen in der fürchterlichen Sommeschlacht die Verteidigung weiterführte, Rumänien niedergeworfen werden müssen. Dann hatte uns das Glück, man darf wohl sagen, wie einst Friedrich dem Großen den Tod der Zarin Elisabeth, die russische Revolution beschert, während wir vermöge des rücksichtslosen Abwehrkrieges England niederzuringen trachteten und uns dadurch den Krieg mit Amerika auf den Hals gezogen hatten. Das war die Situation, auf die Ludendorff seinen Kriegsplan aufzubauen hatte. Er legt ihn uns dar in zwei einfachen Sätzen (S. 379): „An der Ostfront war endlich ganze Arbeit zu tun; dazu mußten wir dort stark genug bleiben; Rußland und Rumänien waren zu schlagen, um 1918 die Entscheidung im Westen durch einen Angriff in Frankreich unter Mitwirkung des Abwehrkrieges zu erstreben, falls dieser allein die erhoffte Wirkung noch nicht erzielt haben sollte.“

Ganz anders ist Falkenhayns Auffassung. Zwar ist ein unmittelbarer Vergleich nicht möglich, da ja seit Falkenhayns Rücktritt durch die russische Revolution auf der einen, die Kriegserklärung Amerikas auf der anderen Seite die Situation gründlich verändert war. Trotzdem darf man mit Sicherheit feststellen, daß, wenn Falkenhayn in der Obersten Heeresleitung geblieben wäre, er seine Aufgabe anders aufgefaßt haben würde. Zwar spricht auch er mehrfach davon, wie wir gesehen haben, daß man nach einer „Entscheidung“ streben müsse, und glaubte ebenso wie Ludendorff, daß diese Entscheidung an der Westfront zu erreichen sei; die Vorstellung aber, daß man in Rußland „ganze Arbeit“ machen müsse und könne, verwarf er, weil sie unausführbar und unmöglich sei.

Diese Verschiedenheit der Auffassung führte bereits im Sommer und Herbst 1915 zu einem Konflikt zwischen den beiden Generalen, über den beide sich in ihren Büchern ausführlich äußern.

Als in der Schlacht von Tarnow-Gorlice die russische Front durchbrochen und Galizien bis über Lemberg hinaus von den verbündeten Heeren zurückgewonnen war, war damit die russische Armee in Polen südlich in derselben Weise durch die Armee Mackensen umfaßt, wie sie im Norden durch die Armee Hindenburg in Ostpreußen umfaßt war. In einem Kriegsrat in Posen (2. Juli 1915) wurde nun beschlossen, die Russen in Polen von Norden und Süden zugleich anzugreifen.

Ludendorff machte den Vorschlag, daß die Hindenburgsche Armee nicht von Norden nach Süden über den mittleren und unteren Narew, sondern mit dem linken Flügel weit ausholend über Rowno—Wilna gegen die Rückzugslinie der Russen operiere. Erschien hier eine deutsche Armee, so mußten die Russen einen gewaltigen Sprung nach rückwärts machen, konnten dabei von den Deutschen gefaßt, abgeschnitten, vernichtet werden. (S. 114.)

Falkenhayn verwarf diesen Plan. Er wandte dagegen ein, daß ein solcher Offensivstoß nicht mehr zusammenwirke mit der Mackensen-Offensive von Süden, daß er daher Gefahr laufe, erzentrisch zu verflattern. Was man brauchte, war eine unmittelbare Einwirkung des Hindenburgschen Vorgehens auf die galizische Front, weil ohne diese Unterstützung Mackensen voraussichtlich nicht imstande war, den Widerstand seines Gegners zu brechen. Wenn die Hindenburg-Armee den ungeheuren Bogen über Wilna machte, so hatten die Russen den Vorteil der inneren Linie, den sie mit ihren Bahnen sehr vorteilhaft ausnutzen konnte. Die deutschen Offensiven wären dann beide abgeschlagen worden, die eine so gut wie die andere. Eine so ungeheure und gut geführte Armee wie die russische abschneiden und vernichten zu wollen, erschien Falkenhayn von vornherein utopisch; man müsse sich auf ein erreichbares Ziel einstellen und das geschehe durch den gleichzeitigen direkten Angriff im Süden und Norden, wobei überdies ebenfalls die Aussicht obwalte, große Teile der Truppen um Warschau herum abzuquetschen und gefangenzunehmen. Ludendorff selber behauptete nicht, daß sein Plan auf strategischer Berechnung beruhe, sondern gab zu, daß es mehr Gefühlssache sei, ob man sich für die Narew-Operation (die nähere) oder die Njemen-Operation (die weitere Umfassung) entscheide.

Schon in dem ersten Aufsatz über Ludendorff habe ich diese Divergenz in den Anschauungen erwähnt und gemeint, die Zukunft müsse entscheiden, wer von den beiden Generalen richtiger gesehen habe; wahrscheinlich aber werde sie für Ludendorff entscheiden, da man schon wisse, daß die Russen keine Munition mehr hatten, daß also der Doppel-Angriff der Deutschen Aussicht hatte zu gelingen, auch wenn die beiden Offensiven nicht unmittelbar zusammenwirkten.

Nachdem ich nunmehr die Ereignisse im dritten Bande des Stegemann und auch die Falkenhaynsche Darstellung und namentlich die darin abgedruckten eigenen Berichte Ludendorffs kennen gelernt habe, bin ich zu einem anderen Ergebnis gekommen. Der Widerstand, den die Russen geleistet haben, ist trotz ihres Munitionsmangels so hartnäckig gewesen, sie haben noch so scharfe Offensivstöße gemacht und Ludendorff selbst

äußert mehrfach so lebhaftes Besorgnis vor ihrer Offensivkraft, daß ich mir die Möglichkeit eines Erfolges bei dem Ludendorff'schen Plane nicht mehr vorzustellen vermag. Mackensen wäre aller Wahrscheinlichkeit nach zurückgeschlagen worden und Hindenburgs Offensive über Rowno—Wilna hätte sich nach Anfangserfolgen festgelaufen. Ende April hatten nach einer Zusammenstellung bei Falkenhayn die Deutschen und Oesterreicher zusammen auf diesem Kriegsschauplatz 1 303 000, die Russen 1 767 000 Mann. Mit einer solchen Minderheit zu siegen, war schon sehr viel, die feindlichen Heeresmassen aber zu vernichten, war unmöglich.

Ludendorff mußte sich fügen und versichert in seinen Memoiren, daß er es als seine Verpflichtung empfunden habe, die von den seinigen abweichenden Gedanken der Obersten Heeresleitung nur mit um so größerer Sorgfalt in die Tat umzusetzen (S. 120). Falkenhayn aber klagt ihn unumwunden an, daß das nicht geschehen sei.

Auch nach seinem Plan sollte ein erheblicher Teil der russischen Armee abgeschnitten werden. Zu diesem Zweck war es nötig, daß die Offensive von Süden besonders auf dem rechten, die Offensive von Norden besonders auf dem linken Flügel stark gemacht wurde und, um die Truppen dafür zu gewinnen, diejenigen, die westlich der Weichsel standen, zu nicht viel mehr als einem Schleier verdünnt wurden. Im Süden wurde die ganze Erste österreichische Armee von hier weggenommen und auf den rechten Flügel versetzt; die neben ihr stehende Armee Woyrsch dehnte sich so weit aus, daß sie die Lücke füllte. Trotzdem wurde der Zweck nicht erreicht, da die Erste österreichische Armee von den Russen zurückgeschlagen wurde. Im Norden aber fand die angezeigte Truppenverschiebung überhaupt nicht statt. Ludendorff ließ, obgleich nur noch die Nachhut der Besatzung von Warschau auf dem linken Weichselufer standen, fast die ganze Heeresgruppe des Prinzen Leopold auf dieser Seite und beraubte sich so der Möglichkeit, die von Falkenhayn vorgesehene Umfassung mit den nötigen Kräften auszuführen. Vier Divisionen der Gruppe Leopold rechtzeitig auf den linken Flügel gebracht, hätten nach Falkenhayn einen sehr erheblichen Teil der zurückgehenden russischen Armee in unsere Gewalt gebracht. Ludendorff gibt in seinem Buche, obgleich ihm Falkenhayns Anlage bekannt war, keine Erklärung für sein Verfahren. Daß die Russen es etwa unternahmen, in der Richtung nach Westen auszubrechen, war nicht zu besorgen. Der Feldmarschall Woyrsch, Stabschef Oberst Heye, vollführten auf ihrem Abschnitt ihre Aufgabe ohne Schwierigkeit ohne Unterstützung. Die Heeresgruppe Leopold hätte um so leichter um einige Divisionen geschwächt werden können, als ihr eben in drei felddienstfähigen Landsturmregimentern

eine Verstärkung zugeführt wurde. Man kann sich vorstellen, daß Falkenhayn über das ungenügende Eingehen Ludendorffs auf seine Intentionen nicht wenig verstimmt war. Der große Schlag war nur halb gelungen. Erst hatte dem General Ludendorff der Feldzugsplan nicht großzügig genug sein können, jetzt hatte er bei der Ausführung des kleineren Plans Ueberängstlichkeit gezeigt. Der Mangel an Uebereinstimmung zwischen der leitenden und der ausführenden Stelle war uns verderblich geworden. Falkenhayns Kritik an Ludendorffs Verfahren wird nur um so schärfer, indem er einen Teil der Schuld auf sich selber nimmt. „So gewiß es in erster Linie Sache des Oberkommandos (d. h. Ludendorffs) gewesen wäre, schreibt er (S. 109), sich in die Gesamthandlung einzufügen, so gewiß ruht ein Teil der Verantwortung dafür, daß es nicht geschah, auf dem Generalstabchef (d. h. Falkenhayn selber). Seine Aufgabe war es, restloses Aufgehen jedes Teiles im Ganzen und für dasselbe zu sichern, auch wo ihm, wie in diesem Falle, außergewöhnliche Schwierigkeiten entgegenstanden.“

Einige Wochen später wiederholte sich die Reibung zwischen den beiden Generalen. Ludendorff wollte auch jetzt noch die große Umfassung ausführen, die der russischen Armee den Todesstoß geben sollte. Nach Falkenhayns Auffassung war das nicht nur in sich aussichtslos, sondern es war auch zu spät. Die für eine so riesenhafte Operation nötigen Truppen wurden jetzt anderswo gebraucht. Die Gefahr wuchs von Woche zu Woche, daß die Engländer Konstantinopel überwältigten. Geschah das, so gewannen die Westmächte die Möglichkeit, die russische Armee mit dem Material zu versehen, dessen Mangel ihre Aktion bisher gelähmt hatte. Konstantinopel zu helfen, mußte man die Bulgaren zu den Mittelmächten herüberziehen und mit ihrer Hilfe die Serben erdrücken. Ermutigt durch die Erfolge der Mittelmächte in Polen waren die Bulgaren jetzt bereit, das Bündnis mit ihnen abzuschließen. Mackensen mußte aus Polen umkehren an die Donau. Nicht weniger wichtig aber war, daß eine neue Offensive an der Westfront sich ankündigte. Falkenhayn hatte das gewaltige Wagnis auf sich genommen, um des Feldzuges in Polen willen die Westfront zu schwächen. Mitte Juli 1915 standen hier nur 1 880 000 Deutsche gegen 2 830 000 Feinde; Mitte September gar nur 1 970 000 Deutsche gegen 3 250 000 Engländer, Franzosen und deren Hilfsvölker. Eine weitere Offensive gegen die Russen, die starke Truppenteile auf unabsehbare Zeit im Osten fesselte, wäre nicht nur kühn, sondern leichtsinnig gewesen. Falkenhayn forderte also die Rücksendung einer Anzahl Divisionen nach dem Westen.

Ludendorff war äußerst unwirsch über diesen Eingriff. Aber wie recht Falkenhayn hatte, sollte sich sofort zeigen. Der

große Zangen-Angriff der Alliierten, gleichzeitig bei Arras und bei Reims, der, wenn er gelang, die deutsche Armee mit Vernichtung bedrohte, setzte ein (21. September 1915) und war drauf und dran durchzubrechen. General v. Einem in der Champagne hatte schon die Hoffnung aufgegeben, sich weiter zu halten und den Rückzug anordnen wollen, als im letzten Augenblick — es handelte sich tatsächlich um Stunden — das X. Armeekorps bei ihm, ebenso das Gardekorps im Artois, beide eben aus dem Osten anlangend, eintrafen und das Gefecht zum Stehen brachten.

Ludendorff schreibt in seinem Buche einmal über die Ablehnung seines Planes (S. 117): „ob die Oberste Heeresleitung aus Gründen, die der allgemeinen Kriegslage entsprangen, sich nicht mehr in eine so weite Operation einlassen wollte, wie sie von uns vorgeschlagen wurde, vermag ich nicht zu übersehen.“ Diesen Satz hätte er doch eigentlich nicht schreiben dürfen, da aus dem jetzt von Falkenhayn abgedruckten Briefwechsel zwischen beiden die Motive hüben und drüben mit völliger Deutlichkeit hervorgehen. Falkenhayn macht kein Geheimnis daraus, daß ihm die Ideen Ludendorffs phantastisch erscheinen und die realen Verhältnisse nicht nur in der allgemeinen Kriegslage, sondern auch auf dem östlichen Kriegsschauplatz selbst nicht genügend und nicht richtig würdigen.

Auch die vielgerühmte Winterschlacht in Masuren (Februar—März 1915), in der die X. russische Armee vernichtet wurde, ist in Falkenhayns Augen kein wirklicher strategischer Erfolg, da, was dem deutschen Volke nicht mitgeteilt wurde, die jungen Korps, die Ludendorff hier einsetzte, durch die Winterkälte selber zu schwer mitgenommen wurden, und der eigentliche Plan, die Russen im Ganzen, von Galizien und von Litauen her zu umfassen, auf beiden Flügeln sich vor der Uebermacht des Feindes als unausführbar erwies.

Ich glaube, man darf mit diesen Ergebnissen in Parallele stellen die Kritik, die Helfferich in seinem Buch an dem von Ludendorff entworfenen Wirtschafts- und Rüstungs-Programm, dem sogenannten Hindenburg-Programm und dem Hilfsdienst-Gesetz übt. Es klang gewaltig, aber es hat in seinen phantastischen Uebertreibungen nicht genützt, sondern geschadet. Es hat wirtschaftlich, es hat militärisch, es hat moralisch geschadet. 40 Hochöfen wurden mit aller Kraftanstrengung aufgebaut und konnten dann nicht angeblasen werden, weil die Transportmittel versagten. Es hat nicht, wie Ludendorff erwartete, die Volkstimmung gehoben, sondern durch die ungesunde Lohn-treiberei Verwirrung gestiftet und den Grimm der Frontsoldaten erregt, die von den Löhnen hörten, die die jungen Burschen daheim einstrichen. Es wird zutreffen, daß ein wesent-

licher Teil der Schuld auf den Reichstag fällt, der das Hilfsdienstgesetz in Popularitätshascherei verdorben hat. Aber der Grundfehler steckte doch in der Anlage. „Das Programm“, schreibt Helfferich, „war ein Programm der Selbstüberschätzung und der Ueberschätzung der deutschen Volks- und Wirtschaftskraft. Bei ruhiger Ueberlegung des Notwendigen und sachlicher Prüfung des Möglichen hätte es sich vermeiden lassen, Mengen von wertvollem Material und noch wertvollere Arbeitskraft in industrielle Ruinen zu stecken, die aus Mangel an Menschen und Kohlen teils nie vollendet, teils nie in vollem Umfang in Betrieb genommen worden sind. Man hätte mit weniger Arbeitskräften und Material erheblich mehr für die Ausrüstung des Heeres geleistet und unserer Wirtschaft Störungen und Erschütterungen erspart, die letzten Endes an die Wurzeln der Widerstandskraft unseres Volkes gingen.“

Welch' unermesslichen Schaden hat uns die gewaltsame Requisition der belgischen und französischen Bevölkerung für den Arbeitsdienst getan! In gewissen Grenzen und mit sorgfältiger Schonung durchgeführt, kann man die Berechtigung und die Notwendigkeit des Verfahrens nicht bestreiten. Vielfach aber war für die ausgehobenen Arbeiter und Arbeiterinnen nachher gar keine Arbeit vorhanden, und da man auch nicht für die Unterkunft und Verpflegung gesorgt hatte, so mußten sie schließlich an Leib und Seele geschädigt wieder heimgeschickt werden. Es ist immer wieder dasselbe: großartiger Schwung nicht genügend berechnet.

Der erste Feldzug, den Ludendorff nach seinem Eintritt in die Oberste Heeresleitung als Erster Generalquartiermeister zu leiten hatte, war, während im Westen die Somme-Schlacht fortging, das Niederkämpfen des neuen Feindes, der Rumänen.

Der Feldzug verlief derart, daß man zunächst notgedrungen die Rumänen in Siebenbürgen einfallen ließ, während die deutsch-bulgarische Armee unter Mackensen in die Dobrudscha vorging und hier die rumänischen Festungen eroberte und die Truppen gefangen nahm. Als dann genügend deutsche Truppen in Ungarn gesammelt waren, über die Falkenhayn den Befehl übernahm, versetzte Mackensen seine Armee aus der Dobrudscha vierzig Meilen Donau aufwärts bis jenseits Bukarest und ging hier über die Donau. Mittlerweile besiegte Falkenhayn in mehreren Schlachten die Rumänen in Siebenbürgen und drang von Norden und Westen über das Gebirge ein in die Wallachei, so daß in der Ebene die beiden deutschen Heere sich begegneten und die Rumänen in die Mitte nahmen. Unter diesem Doppeldruck brachen die Rumänen völlig zusammen, gaben ihre befestigte Hauptstadt auf und räumten unter dem Nachdrängen der vereinigten, von Türken und Bulgaren unter-

stützten Deutschen die ganze Wallachei. Es war ein Feldzug ganz ähnlich dem polnischen im Jahre vorher, wo der Großfürst Nicolai unter dem doppelten Angriff Mackensens von Süden, Hindenburgs von Norden, Warschau und ganz Polen hatte preisgeben müssen. Dieser rumänische Feldzug, zu dem man es wagen mußte, die Truppen zum Teil aus der an der Somme so schwer gefährdeten Westfront zu nehmen, nachdem die Deutschen eben erst die fürchterliche Niederlage der Oesterreicher in der Brussilow-Offensive hatten reparieren müssen, gehört sicher zu den glänzendsten Waffentaten der Welt-Kriegsgeschichte. Von wem der operative Grundgedanke stammt, darüber widersprechen sich die Angaben. Nach Ludendorff hätte er, wie schon angeführt, den Plan vorgefunden, daß Mackensen gleich im Beginn in Richtung auf Bukarest die Donau überschreiten sollte, und dieser Plan sei von ihm dahin abgeändert worden, daß erst die Dobrudscha genommen und der Donau-Übergang erst gewagt werden dürfe, wenn das Anrücken der Falkenhaynschen Armee aus Siebenbürgen ein Zusammenwirken in Aussicht stellte. Ohnehin hätten die Bulgaren sich erst nach einigem Zaudern dazu bequemt, an unsere Seite zu treten und Rumänien den Krieg zu erklären. An der Eroberung der Dobrudscha aber beteiligten sie sich natürlich sehr gern.

In stärkstem Gegensatz zu dieser Darstellung berichtet Falkenhayn in seinem Buch, wie er alles für den Vormarsch in die Dobrudscha vorbereitet gehabt hätte, und hat in einem öffentlichen Vortrag in Berlin im Universitätsgebäude hinzugefügt, daß das Zaudern der Bulgaren auf einer mit ihnen verabredeten Kriegslift beruht habe. Wenn diese sich zurückhielten, brauchten die Rumänen sich in der Dobrudscha nicht bedroht zu fühlen. Sie richteten ihre Offensive nach Siebenbürgen, ließen in der Dobrudscha nur minderwertige Truppen, und Mackensen konnte die Festungen Silistria und Tutrafan ohne Schwierigkeit überwältigen.\*)

Der rumänische Feldzug zog sich hin bis in den Winter 1917. Die weitere Kriegführung des Jahres 1917 und Winters 1918 ist bezeichnet durch die Verkürzung unserer Westfront und Verteidigung in der Siegfriedstellung. Im Osten, nach der

\*) Cramons Darstellung steht mehr auf der Seite Ludendorffs und läßt die anfängliche Zurückhaltung der Bulgaren keineswegs als nicht ernsthaft erscheinen. Der Kriegsplan hat verschiedene Stadien durchlaufen, die die Widersprüche in den Darstellungen einigermaßen erklärlich erscheinen lassen.

Nunmehr ist auch das Buch des Feldmarschalls v. Hindenburg erschienen und entscheidet gegen die Ludendorffsche Darstellung; er schreibt: „Am 28. August erging von meinem Vorgänger an Generalfeldmarschall v. Mackensen der Befehl zum baldmöglichsten Angriff. Richtung und Ziel blieben dem Feldmarschall überlassen.“

russischen Revolution, immer weiteres Ausgreifen; Livland, Esthland, Finnland, die Ukraine, die Krim, Teile des Kaukasus wurden von uns besetzt oder in unsere Sphäre gezogen. Im Herbst der betäubende Schlag gegen die Italiener, der 200 000 Gefangene und das halbe Venetien in unsere Hand brachte. Daneben der rücksichtslose Tauchbootkrieg, der nun, nach einem Ausdruck des Admirals Scheer, das offensive Moment in unserer Kriegsführung darstellte. (S. 362.)

Ludendorff aber genügte diese Offensive nicht, sondern er wollte nach allen jenen Vorbereitungen, nachdem er, wie wir gehört haben, an der Ostfront ganze Arbeit gemacht hatte, nun im Frühjahr 1918 in Frankreich den entscheidenden Schlag führen. Nach glänzendsten Anfangserfolgen versagte die Offensive, wie ja auch die Uboot-Offensive versagt hatte. „Die Schwungkraft des Heeres“, schreibt Ludendorff (S. 545), „hatte nicht ausgereicht, den Feind entscheidend zu treffen, bevor der Amerikaner mit bedeutenden Kräften zur Stelle war.“

Hätten wir für die Entscheidung stärker sein können? Was hat uns der Friede von Brest-Litowsk, was hat uns die Besetzung der Ukraine genützt? Die Versorgung mit Brot, die von dort erwartet wurde, ist nicht eingetreten. Ludendorff verweist auf die großen Pferdlieferungen, ohne die die West-Offensive unausführbar geblieben sein würde. Aber wäre es so ganz aussichtslos gewesen, die Pferde im freien Handel aus einer sich selbst überlassenen Ukraine zu beziehen? Im Osten standen im ganzen noch 600 000 Mann, allerdings wenig leistungsfähige Truppen. Aber hätten sich nicht doch noch einige Hunderttausend davon gebrauchen lassen, unsere Front an den Verteidigungsstrecken zu besetzen, um die Truppen von dort in die Offensive hineinzunehmen? \*) Nach Cramon hätten wir, wenn wir energisch darauf bestanden, auch noch Oesterreicher, sogar 10 Divisionen, haben können. Die deutsche Offensive im Jahre 1918 hat einen sehr viel größeren Erfolg gehabt als die französisch-englischen Offensiven in den Jahren 1915, 1916 und 1917. Sie hat diesen Erfolg gehabt mit einer geringen Ueberzahl an Mannschaft, während jene immer mit einer gewaltigen Ueberlegenheit an Mannschaft angriffen. Die deutsche Leistung in der Tüchtigkeit der Truppe wie in der Führung ist um so bewunderungswürdiger, als auf der Gegenseite die riesige Ueberlegenheit in Material, Geschützen, Flugzeugen, Tanks obwaltete. Aber so gigantisch die Leistung war, sie reichte schließlich dennoch nicht aus. Der frontale Durchbruch wird bei jedem Schritt vorwärts immer schwieriger, weil das Nach-

\*) Nach Hindenburg S. 305 und 307 sind auch kampfbrauchbare Truppen im Osten verblieben.

führen der schweren Artillerie, der Munition und aller Bedürfnisse über das Kampffeld endlich nicht mehr zu leisten ist. Nur völliges Zusammenschlagen und Aufrollen der feindlichen Front wie bei den Russen 1915 hätte zum wirklichen Erfolg führen können. Das stand wohl 1918 gegen die Franzosen und Engländer selbst dann nicht in Aussicht, wenn im Osten eine andere Politik gemacht worden und demgemäß der Angriff mit einigen Hunderttausend Mann mehr ausgestattet worden wäre. Dicht hinter den Franzosen und Engländern aber fluteten schon in unübersehbaren Massen die Amerikaner heran. Am 21. März begann die deutsche Offensive; in diesem Monat langten 84 000 Amerikaner in Frankreich an; am 1. Juli standen auf dem französischen Boden mehr als eine Million.

Kann ein General noch ein großer Feldherr genannt werden, der in dieser Weise und in solchem Maße die Kräfte hüben und drüben unrichtig einschätzt? Auch Hannibal, Friedrich und Napoleon haben im ganzen wie auch häufig im einzelnen ihre Gegner unterschätzt und genießen doch den Ruhm, die allergrößten Feldherren gewesen zu sein. Die physischen Kräfte der Völker sind im letzten Grunde die moralischen Kräfte, und diese sind kaum abschätzbar; das Entscheidende ist der Entschluß, ob man den Kampf wagen will oder nicht. Aber völlig ausschalten darf man die rationelle Abschätzung deshalb nicht. Strategie verlangt Kühnheit, aber ist niemals bloßes Draufgehen. Im Besonderen Napoleon steht in der Tradition in dem Rufe, ins Grenzenlose gestrebt zu haben und daran zugrunde gegangen zu sein. Ludendorff verwahrt sich ausdrücklich dagegen, daß Napoleonische Weltoberungspläne sein Hirn bewegt hätten (S. 531). Die historische Forschung ist in dieser Beziehung gar nicht mehr so streng mit dem Korsen. Er hat in seiner früheren Periode ganz gut seine Grenzen zu finden gewußt und als er 1797 die Oesterreicher besiegt hatte, um zum Frieden zu gelangen, ihnen nicht bloß Abtretungen auferlegt (Belgien und Mailand), sondern ihnen auch einen sehr schönen Ersatz dafür verschafft (Venetien). Ebenso 1807, als er den Zaren Alexander besiegt hatte, stellte er ihm auf dem Flosse bei Tilsit sogar noch große Erwerbungen in Aussicht. Selbst daß er im Sommer 1813 keinen Frieden schließen wollte, war keineswegs bloße Maßlosigkeit. Die Kräfte waren derart verteilt, daß man sich hinterher noch fast wundern muß, daß der Kriegsgott nicht gesiegt hat, denn er hatte trotz der Verluste von 1812 wieder eine Masse von nicht weniger als 450 000 Mann an der Elbe unter seinem Befehl, und die Verbündeten alle zusammen hatten wenig über 500 000 und diese auf drei Gruppen verteilt, während Napoleon mit dem Gros seiner Truppen in der Mitte stand. Durfte er nicht ohne Ueberhebung hoffen, daß dem einheitlichen Befehl in seiner Hand unter

solchen Umständen der Sieg kaum fehlen könne? Hat Ludendorff im Jahre 1918 auch nur entfernt solche Chancen des Sieges gehabt? Hat er auch nur geglaubt, sie zu haben? Im Gegenteil, er gesteht in seinem Buche wiederholt, wie sehr ihn die Sorge gedrückt habe, während man draußen seinen Erfolgen zujubelte.

Große Feldherren haben, wenn ihnen nichts anderes übrig blieb, das Verzweifeltste gewagt und man hat es ihnen zum Ruhme gerechnet, selbst wenn es mißlang, wie Napoleon bei Belle-Alliance; noch mehr, wenn es gelang, wie Friedrich bei Leuthen. Waren die Deutschen 1917/18 in der Lage, daß ihnen nichts anderes übrig blieb als zu sechten? Ganz abgesehen davon, daß es gewiß nicht nötig war, unsere Truppen bis ans Schwarze Meer zu verteilen, so gab es neben der Offensive in Frankreich noch eine andere Angriffsmöglichkeit, die, je geringer die Aussichten in Frankreich waren, um so mehr in Betracht gezogen werden mußte. Das war der Angriff auf die englische Heimatfront. Ludendorff spricht in seinem Buch immer nur von dem Vernichtungswillen unserer Feinde, den zu brechen seine Aufgabe gewesen sei. Es gab aber in England neben der herrschenden Kriegspartei auch eine sehr beachtliche Partei für einen Verständigungsfrieden. Warum setzte Ludendorff nicht seinen ganzen Einfluß ein, um dieser Partei die Oberhand zu verschaffen? Das war, wird man sagen, Sache des Reichskanzlers und des Auswärtigen Amtes und nicht der Obersten Heeresleitung. Formell richtig! Die Oberste Heeresleitung aber nahm eine moralische Mitverantwortung für sich in Anspruch, die so weit ging, daß, als ihre (völlig wahnwitzigen) Forderungen preußischer Gebiets-erwerbungen in Polen reduziert werden sollten, Hindenburg und Ludendorff mit ihrem Abschied drohten (7. Januar 1918, S. 440; vgl. Oktober-Heft d. Preuß. Jahrb. 1919, S. 92). Die öffentliche Meinung billigte diesen Anspruch der Obersten Heeresleitung auf Mitsprechen bei der politischen Leitung, und es ist vollkommen richtig, daß am letzten Ende Kriegführung und Politik nicht voneinander zu trennen sind. Ein glühender Bewunderer des General Ludendorff hat ihn jüngst getadelt, weil er nicht weit genug gegangen sei in dem politischen Anspruch und die schleunige Beseitigung des Reichskanzlers v. Bethmann Hollweg gefordert habe. Die Oberste Heeresleitung konnte und durfte jedenfalls nicht bloß, sondern mußte ihr Votum abgeben bei der Politik, die während des Krieges gemacht wurde und die endlich zum Frieden führen sollte. Sie mußte deshalb vor allem die politische Leitung darüber aufklären, wie gering unsere Siegeschancen waren, und ihr anheimgeben, sich mit ihrer Politik danach einzurichten. General Ludendorff hatte nicht die Aufgabe und nicht das Recht, seine

Sorgen wegen des Kriegsausgangs in seinem Busen zu ver= schließen. Er hat das auch nicht ganz getan, aber mehr= fach hin= und hergeschwankt. Schon bei seinem Amtsantritt im Herbst 1916, erzählt uns Ludendorff, seien die beiden Kronprinzen Wilhelm und Rupprecht für einen Frieden ohne Erwerbungen gewesen. Weshalb ist er ihnen nicht beigetreten? Weshalb hat er sogar immer wieder Hoffnungen erregt, die unmöglich in Erfüllung gehen konnten?

Sollten wir, fragt Ludendorff, in dieser Lage, vor der Offensive von 1918, den Feinden Elsaß-Lothringen, Teile der Provinz Posen und Kriegssentschädigung bieten? (S. 477.) Der General hat nicht gemerkt, welche Blöße er sich mit dieser Fragestellung gegeben hat. Sie ergibt sich aus der Antwort, die einfach genug zu lauten hat: nein, gewiß nicht — aber Belgien. Weshalb hat Deutschland nicht noch in jenem Augenblick offen und ehrlich die Rückgabe Belgiens angeboten? Die Hauptschuld für diese Unterlassung, wie ich wiederholen muß, trifft natürlich den Reichskanzler Hertling und den Staatssekretär Kühlmann, aber sie trifft auch die Oberste Heeresleitung, die die Pflicht gehabt hätte, angesichts der strategischen Lage die Schwächung des englischen Kriegswillens, die aus einer offenen und völlig vorbehaltlosen Erklärung über Belgien zu erwarten war, unter allen Umständen durchzusehen. Denn das geht nicht an, daß die Oberste Heeresleitung ihre politische Auffassung bloß da geltend macht, wo die dankbare Rolle des Schneidigen und Fordernden zu spielen ist, wie es in der polnischen Frage geschehen ist, sondern noch viel wichtiger ist diese Geltendmachung da, wo eine Entsaugung geboten ist. Das ist schwerer, und Popularität ist dabei nicht zu gewinnen.

Ludendorff beruft sich wiederholt darauf, daß er jederzeit für einen ehrenvollen Frieden zu haben gewesen sei, aber keinen Weg dazu gesehen habe. Unsere Friedensangebote hätten nur geschadet, weil sie den Eindruck der Schwäche gemacht hätten.

Das ist eine ganz leere Ausrede, die Ludendorff selber widerlegt, indem er seinerseits, als ihm das Feuer auf den Nägeln brannte, Anträge auf einen Ausgleichsfrieden stellte. Als wir noch Aussicht auf einen solchen Frieden hatten, stellte der General den Grundsatz auf, daß es nur Sieg oder Niederlage geben könne. Als nun die Niederlage da war, da forderte er von der Regierung, daß sie einen Ausgleichsfrieden schaffe. Unsere Friedensangebote 1916 und 1917 wurden abgelehnt, nicht weil sie den Eindruck der Schwäche, sondern weil sie, wie Ludendorff selber weiß und zugesteht (S. 593), den Eindruck der Unehrllichkeit machten, weil wir die vollkommen unerläßliche Bedingung der vorbehaltlosen Wiederherstellung Belgiens nicht aussprechen wollten. Nicht bloß die verschiedenen Reichs=

kanzler trifft die Verantwortung, sondern auch den leitenden Strategen, der wohl entgegenkommende Erklärungen über Belgien wollte und anregte, aber nicht das allein Wirksame, die Restitution ohne Bedingungen. Man mache es sich vollkommen klar: es ist nicht bloß eine politische, es ist auch in hohem Maße eine strategische Frage, diese belgische, denn sie bildet den Exponenten der rationellen Erwägung und Berechnung der strategischen Chancen des beginnenden Feldzuges.

Es ist abermals dieselbe geistige Physiognomie, die wir im Herbstfeldzug 1915, die wir im Hindenburg-Programm, die wir im Frieden von Brest-Litowsk kennen gelernt haben: Phantasie und Kraft ohne das Gegengewicht des umfassenden, bis ans Ende durchdringenden Denkens.

Zum Feldherrn gehört nach einem Ausspruch Napoleons auf St. Helena auch das Gleichgewicht der Seelenkräfte. Sein Stieffohn Eugen Beauharnais sei kein hervorragender Mann gewesen, aber doch ein tüchtiger General, weil er dieses Gleichgewicht gehabt habe.\*)

Der Vorwurf, der der Obersten Heeresleitung gemacht wird, daß sie sich unbefugt in die Politik gemischt habe, ist grundfalsch; der Vorwurf muß lauten: sie hat sich in einer falschen Weise eingemischt, sie hat eine unrichtige Politik getrieben. Politik und Strategie sind nicht zu trennen, dürfen nicht voneinander getrennt werden. Nur der kann zu den ganz großen Feldherren gezählt werden, der auch ein großer Politiker ist. Von Themistokles, Alexander, Cäsar an bis zu Gustav Adolph, Friedrich, Napoleon sind sie immer beides gewesen. Allerdings haben wir in unserer Geschichte zwei große Feldherren, die keine Politiker waren, Gneisenau und Moltke, aber Gneisenau hatte die innere Bescheidenheit, sich Hardenberg, wenn sie auch manchmal miteinander rangen, unterzuordnen, und Hardenberg war gewiß nicht mehr als Bethmann Hollweg; Moltke aber brauchte nicht Politiker zu sein, weil er Bismarck neben sich hatte. Ludendorffs und unser Schicksal war, daß ihm die Natur nicht nur diese Seite des großen Strategen versagt hatte, sondern daß die öffentliche Meinung ihm auch noch die Rolle des richtunggebenden Staatsmannes geradezu aufdrängte. So ließ er sich verführen, Herrn von Bethmann Hollweg zu stürzen in dem Augenblick, als dieser sich endlich dazu durchgerungen hatte und den Moment gekommen sah, die Politik des Verständigungsfriedens aufzunehmen und durchzuführen.

\*) Vgl. meinen Aufsatz über Clausewitz in den Historischen und Politischen Aufsätzen. 2. Aufl. S. 221.

General Ludendorff hat gewiß sehr bedeutende Eigenschaften, aber wir haben gesehen, daß ihm zu einem großen Feldherrn doch sehr viel fehlt. Er darf nicht nur nicht mit Friedrich oder Napoleon, er darf auch nicht mit Gneisenau oder Moltke zusammengestellt werden, wenn schon Moltkes Aufgabe eine unendlich viel einfachere und leichtere war. Aber dieser hat die unbedingte logische Klarheit, die die Phantasie diszipliniert und im Zaume hält. Ludendorff ist ein großer Soldat. Seiner persönlichen Entschlossenheit war die Einnahme von Lüttich zu verdanken. Tannenberg bleibt in der zähen und umsichtigen Durchführung sein Verdienst, wenn schon der Plan ihm von Moltke vorgeschrieben war und, nach einer Mitteilung Ruzhs (S. 146), bei den Kriegsspielen des Generalstabes gerade die hier obwaltende Situation (innere Linie zwischen Njemen- und Narew-Armee) häufig durchgespielt war, und schließlich der entscheidende Akt einem spontanen Vorschlag des Generals Otto v. Below, den Mackensen ausführte, zu verdanken ist.\*)

Man darf nicht so weit gehen, Ludendorff bloß für einen tapferen Draufgänger zu halten. Rechtzeitig und in meisterhafter Weise ordnet er nach der verunglückten Offensive gegen die Weichsel 1914 den Rückzug nach Oberschlesien an. Eben dahin gehört die Rückverlegung der deutschen Front in Frankreich auf die Siegfried-Stellung im Februar 1917. Wohlbesonnen verwarf er, was nicht genug betont werden kann, im Jahre 1916 den unbeschränkten Uboot-Krieg. Bestritten wird, ob die Methode der wechselnden Vorstöße im Jahre 1918 die beste war. Ehedem galt die Clausewitzsche Regel, daß ein Erfolg immer an der Stelle am besten ausgenutzt wird, wo er erfochten worden ist. Aber man muß wohl annehmen,

\*) Es handelt sich um die Heranziehung des ganzen Mackensenschen Korps, nicht bloß eines Teiles, zu gemeinsamem Angriff auf das isolierte VI. russische Korps bei Bössau am 26. Aug. Der Sieg, der hier erfochten wurde, gab wieder die Möglichkeit des Sieges über das russische Gros bei Hohenstein am 28. u. 29. Die Russen hatten im ganzen 11, die Deutschen 12 Inf.-Divisionen mit viel schwerer Artillerie auf dem Schlachtfeld; aber die Russen hatten drei, die Deutschen nur eine Kavallerie-Division. Es ist auch zu beachten, daß die russischen Divisionen an sich viel stärker und die Deutschen durch die vorausgehenden Kämpfe gegen die Njemen-Armee bereits sehr mitgenommen waren. Die an sich kaum vorhandene Ueberlegenheit der Deutschen wuchs nicht nur durch den Sieg von Bössau und den Wegfall des VI. russischen Korps, sondern namentlich durch das ungenügende Zusammenwirken der verschiedenen russischen Korps infolge völligen Versagens der russischen Oberleitung. Das ist das Ergebnis einer inhaltsreichen Studie über die Schlacht von Herm. Siehrl in „Wissen und Wehr“. Heft 2. 1920.

daß aus den schon angeführten Gründen die Durchführung dieses Grundsatzes bei der modernen Kriegstechnik nicht mehr möglich ist, wenn der Feind so zahlreich und so gut ausgerüstet ist, wie unsere Gegner 1918. Ist dem so, so hat man nicht, weil man es so wollte, sondern weil man nicht anders konnte, an die Stelle des einen, langen, entscheidenden, die wiederholten kürzeren Stöße an verschiedenen Stellen gesetzt. Wenn das aber, wie vorläufig anzunehmen, zutrifft, so ist wieder klar, daß ein sehr großer Erfolg, ein Niederwerfungszug von vornherein unmöglich war, und Ludendorffs Strategie zeigt denselben inneren Fehler, der schon bei seinen phantastischen Ideen von 1915 und mehrfach von neuem zu beobachten war: kein richtiges Abwägen von Ziel und Mitteln. Er ist nicht so gottverlassen, immer nur zum Äußersten zu streben; wir haben auch Fälle gefunden, wo er eine vorsichtige und verständige Zurückhaltung übte, aber nicht nur häufig im einzelnen, sondern gerade in der Grundfrage wird diese Grenze überschritten.

Falkenhayn schließt sein Buch mit dem Satz, daß der Systemwechsel, der mit seinem Rücktritt aus der Obersten Heeresleitung verbunden sein mußte, ihn mit schwerer Sorge erfüllt habe. Gewiß sei das Ideal der Kriegführung für uns immer geblieben, die Feinde unter Aufbietung der höchsten Kraft niederzuwerfen. Aber bei dem Nachlassen der Kräfte, namentlich bei unserem ersten Bundesgenossen, sei das physisch unmöglich gewesen. Wir hätten daher ein System des Haushaltens mit unseren Kriegsmitteln annehmen müssen. Freilich durften wir nicht lediglich durch duckendes Ausbarren in der Verteidigung das Ziel zu erreichen suchen, sondern mußten handeln und mit Einsetzen unserer ganzen Kraft angreifen.

Bis zu dieser Stelle hatte ich geschrieben, als mir ein glänzend geschriebener Aufsatz des Breslauer Historikers Prof. Joh. Ziekursch über das Ludendorffsche Buch zuging (Historische Zeitschrift, Bd. 121, 3. Heft), der nicht nur reich ist an feinen Beobachtungen, sondern auch einen neuen Gedanken in die Diskussion wirft.

Es ist klar, daß Falkenhayns Ideen über die Kriegführung keine anderen sind als die der Friderizianischen Ermattungsstrategie. Schon während des Krieges habe ich verschiedentlich auf diese Erscheinung, wenn auch mehr fragweise hingewiesen. Waren aber, fragt nunmehr Ziekursch, indem er die Ähnlichkeit der Symptome darlegt, unsere Generalstabsoffiziere theoretisch genügend in den Methoden der Ermattungsstrategie geschult? Wenn man Falkenhayn liest, hat man das Gefühl, daß er wohl die Merkmale der Ermattungsstrategie mit großer Klarheit und Folgerichtigkeit darlegt, daß er sich aber des Begriffs, um den es sich handelt, nicht bewußt ist, sondern nur als kluger Kopf

aus den praktischen Verhältnissen die richtigen praktischen Konsequenzen zieht. Ludendorff aber, dem diese praktische Besonnenheit fehlt, weiß sich über die Vorstellungen der Niederwerfungsstrategie überhaupt nicht zu erheben. Eine andere Lösungsart kam, wie Ziefursch sagt, dem in dem Gedanken der Vernichtungsstrategie groß gewordenen Offizier gar nicht in den Sinn.

Man kann diese Beobachtung erweitern. Wohl die beiden hervorragendsten deutschen Militärschriftsteller dieser Generation sind die Generale v. Freytag-Loringhoven und v. Ruhl. In Beider Schriften kann man bemerken, daß ihnen die Friederizianische Denkweise fremd ist. Freytag hat wohl bemerkt, daß die strategischen Lehren des Königs mit denen Napoleons und Moltkes nicht übereinstimmen, aber er sieht diesen Unterschied teils darin begründet, daß es sich um Aeußerungen des Alters handle, teils darin, daß der König für schwächere Naturen geschrieben habe und seine eigene innerste Ueberzeugung zurückhielt. Diese Auslegung ist nicht nur quellenkritisch nicht zutreffend, sondern vor allem deshalb unhaltbar, weil die Taten des Königs mit seinen Worten und Lehren durchaus übereinstimmen. Man darf freilich nicht die Ermattungs- oder Zermürbungsstrategie mit der reinen Manöverstrategie verwechseln.

Ruhl in seinem schon mehrfach angeführten, ausgezeichneten Buch „Der deutsche Generalstab in Vorbereitung und Durchführung des Weltkrieges“ erwägt, ob Friedrich nicht besser getan hätte, beim Ausbruch des Siebenjährigen Krieges Ostpreußen freiwillig preiszugeben, um sich durch die dortigen Truppen in Böhmen zu verstärken. (S. 190.) Der König, sagt er, habe diese Unterlassung später in seinen „Generalprinzipien“ selber getadelt. Die „Generalprinzipien“ sind aber nicht später, sondern früher (1748) geschrieben. Das Versehen ist an sich geringfügig, wird aber sehr bedeutungsvoll, da es den Kernpunkt des Friederizianischen Denkens trifft und zeigt, wie fern dieses einem so hochstehenden Generalstabsoffizier geblieben ist. \*)

Nun war ja im Großen Generalstab eine eigene historische Abteilung, die sich dauernd mit Friedrich beschäftigte und ein auf umfassende archivalische Studien gestütztes großes Werk über seine Kriege herausgab. Dieses Werk aber wurde gerade das Unglück. Es ging von der Auffassung aus, daß Friedrich selbstverständlich die richtigen, nämlich die Napoleon-Moltkeschen Anschauungen gehabt haben müsse und suchte nun die Tatsachen

\*) Herr Prof. Ziefursch macht noch darauf aufmerksam, daß der Fehler des Ruhl'schen Buches weiter hinausweist bis zu Schlieffen selbst, der in seinem kleinen Buch über Friedrich d. Gr. S. 47 auch die Stelle aus den General-Prinzipien zu 1757 zitiert und sie als ein „späteres“ Bekenntnis bezeichnet. Einen stärkeren Beweis, daß die Friederizianische Strategie der Moltke-Schlieffen'schen Schule ganz fremd war, kann es nicht geben.

in dieses doktrinäre Schema zu pressen. Die fürchterlichsten Verrenkungen waren die Folge. Als im Jahre 1890 der erste Band des großen Werkes erschien, war ich ganz entsetzt über diese Methode der Geschichtsschreibung und legte dem Chef des Großen Generalstabes, dem Grafen Waldersee, meine Bedenken vor. Aber ich drang damit nicht durch. Die Mitarbeiter verteidigten sich, und der damalige Major, jetzige im Weltkrieg oft genannte General v. Bernhardi, ließ eine Broschüre erscheinen, „Delbrück, Friedrich d. Gr. und Clausewitz“ (1892), die darauf hinauskam, daß ich mit meiner Ermattungs-Strategie entweder eine „epochemachende Entdeckung“ gemacht oder einen konfuseu Nonsens zutage gefördert habe. Er entschied sich mehr für das Letztere.

Nach meiner Beobachtung ist das vielbändige Werk über die Kriege Friedrichs des Großen in Offizierskreisen nur sehr wenig gelesen worden. General v. Schlichting, gewiß einer der produktivsten Köpfe auf dem Gebiet des strategischen Denkens, sprach die Ansicht aus, daß es für den praktischen Soldaten unserer Epoche keinen Wert habe, mit kriegsgeschichtlichen Studien weiter als höchstens bis auf Napoleon zurückzugehen. So wurde es auch nicht weiter besonders bemerkt, als im Jahre 1899 dieselbe Abteilung für Kriegsgeschichte im Großen Generalstab, die in ihrem Grundwerk beweisen wollte, daß Friedrich Napoleonischen Anschauungen gehuldigt, ein Heft herausgab, „Friedrichs d. Gr. Anschauungen vom Kriege in ihrer Entwicklung von 1745 bis 1756“, worin das gerade Gegenteil dargelegt wurde. Im Generalstab selbst wollte, wie mir erzählt worden ist, die Gegenpartei die Herausgabe dieses Heftes unterdrücken mit der Begründung: „Dann behält ja Delbrück doch noch recht.“ Graf Schlieffen entschied für die Veröffentlichung, aber niemand kümmerte sich darum oder zog Folgerungen daraus.

Wenn in den Kreisen, in denen sich die Anschauungen der Falkenhayn und Ludendorff oder schon früher der Schlichting, Schlieffen, Moltke II bildeten, eine stete, eindringende Ueberlegung über das Wesen und die Möglichkeiten der Friderizianischen Ermattungs-Strategie stattgehabt hätte, so hätte unsere Vorbereitung für den Weltkrieg vielleicht eine etwas andere Gestalt angenommen. Aus dem Rußischen Buche ersehen wir jetzt, wie seit dem Jahre 1871 der Generalstab mit steigender Sorge dem Angriff von Ost und West entgegengefehen und eine Methode nach der anderen erwogen hat, wie er ihm begegnen könne. Man kam endlich auf das Verzweiflungsmittel des Durchmarsches durch das neutrale Belgien. Wahrlich, man wußte an dieser entscheidenden Stelle nur zu gut, wie die Aufgabe, schon sehr schwer, als nur die beiden Kontinentalmächte unsere Gegner waren, zu einer fast unmöglichen

wurde, wenn auch England hinzutrat. Oberst v. Haefsten hat eine Aufzeichnung veröffentlicht (Deutsche N. Zeitung v. 21. Sept. 1917) über eine Unterredung mit dem Generalobersten v. Moltke in der Nacht vom 30./31. Juli 1914, in der der Chef des Generalstabes dem Vertrauten seine ganze Sorge über den drohenden Krieg offenbarte. England werde eingreifen; man wisse nicht, wie es enden werde; die Kultur Europas werde auf Jahrzehnte hinaus vernichtet werden.

Mit schweren, gewaltigen Schlägen gedachte man es zu meistern. Hätte man von vornherein auch die Möglichkeit der Ermattungs-Strategie ins Auge gefaßt, so trat auch der Fall einer sehr langen Kriegsdauer in den Gesichtskreis, und zur Ermattungs-Strategie gehört dann auch wieder der politische Gedanke gemäßigter Kriegsziele. Auch die Soldaten wären dann von vornherein darauf eingestellt gewesen, daß jeder Gedanke an eine Gebietsverweiterung in Europa ausgeschlossen sein müsse. Das war die Pforte zur Rettung. Denn an den Kriegszielen, die Europa und Amerika mit Entsetzen erfüllen und jede Möglichkeit eines Verständigungsfriedens verbauten, sind wir zugrunde gegangen. Freilich ist es erst die Revolution gewesen, die uns völlig wehrlos gemacht und den Feinden die Möglichkeit gegeben hat, das deutsche Volk in die Sklaverei abzuführen, aber die Revolution wäre nicht oder wenigstens nicht vor Friedensschluß zum Ausbruch gekommen, wenn nicht im Volk und Heer die Ueberzeugung sich gebildet hätte, daß die Staats- und Heeresleitung etwas verabsäume. Zeugnis dessen ist jener Brief des Generals v. Deimling vom 4. Aug. 1919, daß einsichtige Truppenführer an der Front die „heillose Verblendung der Obersten Heeresleitung neben der Schwachheit des Reichstages und der Charakterlosigkeit des Reichskanzlers schon während des Krieges bitter beklagt und verflucht“ hätten, die jede „Verständigungspolitik“ verhinderten, weil sie nicht einsehen wollten, daß man gegen die ganze Welt nicht siegen könne. General v. Deimling galt für einen so entschlossenen und tatkräftigen Soldaten, wie wir nur irgendeinen in der Armee hatten. Was er von den höheren Truppenführern bezeugt, muß hundertfach vom gemeinen Mann gelten. Wer die Revolution anklagt, muß zuerst die Heeresführung anklagen, die ihr den Boden bereitet hat, weil der Masse zugemutet wurde, für Kriegsziele zu fechten, deren Widersinnigkeit und Unmöglichkeit sie durchschaute.

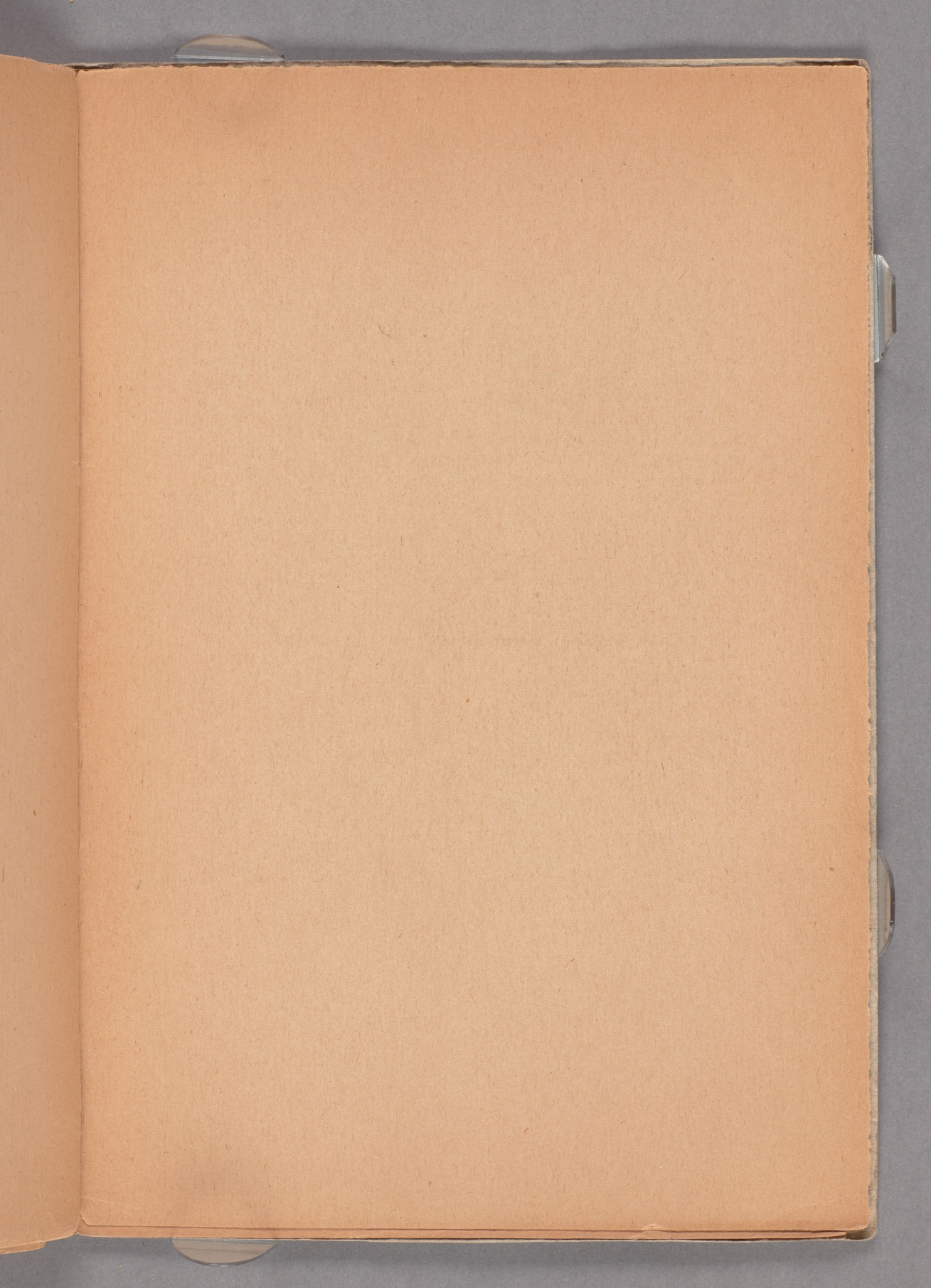
Falkenhayn ist ja dieser Auffassung nach dem Scheitern der großen Westoffensive im Jahre 1914 ziemlich nahe gekommen; Ludendorff hat geschwankt\*) und hat sich schließlich aus dem

\*) Die von einem Extrem zum anderen schwankende Auffassung Ludendorffs in der Beurteilung der Kriegschancen ist ausführlich dargestellt und mit Beweisen belegt in dem angef. Aufsatz von Ziefursch.

Widerspruch, daß er an der Niederwerfungs-Strategie festhielt und sich doch ihrer Undurchführbarkeit bewußt war, nicht herauszufinden gewußt. \*) Falkenhayns Verhängnis war das Unternehmen von Verdun. Ludendorff stellt ihm ausdrücklich das Zeugnis aus, daß der Angriffspunkt strategisch richtig gewählt war. Man darf auch hinzufügen, daß die Idee, sich zwar zur Ermattungs-Strategie zu bekehren, aber nicht in die reine Defensiv zu verfallen, echt friderizianisch gedacht war. Die Ausbildung des Ermattungsgedankens zum „Ausbluten“ war aber eine Ueberspannung, die sich nicht durchführen ließ. Die Schwierigkeit ist psychologischer Natur. Der Soldat muß bereit sein und ist bereit, sein Leben zu opfern, wenn es gilt einen Sieg zu erfechten, den blutigen Lorbeer um die Stirn zu flechten, aber nicht, sich hinschlachten zu lassen nur in der Berechnung, daß drüben beim Feinde mehr als doppelt so viel fallen. Und wenn eine solche Rechnung möglich ist für einen Tag, so ist sie doch unmöglich für die Dauer. Falkenhayn hält noch heute daran fest, daß sein Plan richtig gewesen sei, und daß nicht weniger als 90 Divisionen, zwei Drittel der französischen Armee, in der Mühle von Verdun zerschlagen worden seien. Aber keine solche Berechnung konnte den deutschen Truppen das Gefühl des Erfolges geben, und der Chef des Generalstabes, schon immer angefochten, verlor das Vertrauen der Armee. Melancholisch genug, äußerte der Reichskanzler von Bethmann Hollweg in jenen Tagen in vertrautem Kreise: „Wir riskieren, den Krieg mit Falkenhayn strategisch, mit Ludendorff politisch zu verlieren.“ Wir haben gesehen, daß dieses Wort zu ungünstig für Falkenhayn zugespitzt ist. Falkenhayn hat im einzelnen Fehler gemacht; Ludendorff aber ist seiner Gesamtaufgabe trotz virtuoser, und man darf sagen, prachtvoller Leistungen im einzelnen nicht bloß politisch, sondern auch strategisch nicht gewachsen gewesen. Er war der glänzende Routinier einer großen Schule, der Blick des

\*) Hindenburg schreibt über die Offensive im Frühjahr 1918 (S. 327): „Wir wollten auch weiterhin durch eng zusammenhängende Teilschläge das feindliche Gebäude derartig erschüttern, daß es gelegentlich doch einmal zusammenbricht.“ So kennzeichnet eine damals verfaßte Niederschrift unsere Absichten.“ Dieser Satz ist von der höchsten Bedeutung, aber ebenso unerfreulich, denn er enthält keinen klaren strategischen Gedanken. Er ist weder napoleonisch, noch friderizianisch. Eine so gewaltige Front wie die englisch-französisch-amerikanische läßt sich nicht mit „Teilschlägen“ zum Zusammenstürzen bringen und am allerwenigsten „gelegentlich“. Weder in Napoleons noch in Moltkes Munde ist ein Ausspruch denkbar, der den Schlachterfolg „gelegentlich“ einzubringen hofft. Bei Friedrich wiederum ist der „gelegentliche“ Erfolg sogar vorherrschend, aber Friedrich bildet sich nicht ein, auf diese Weise das „feindliche Gebäude“ zum Einsturz bringen zu können. Die ganze hilflose Unklarheit des Ludendorffschen strategischen Denkens kommt in jenem Satz zum Ausdruck.

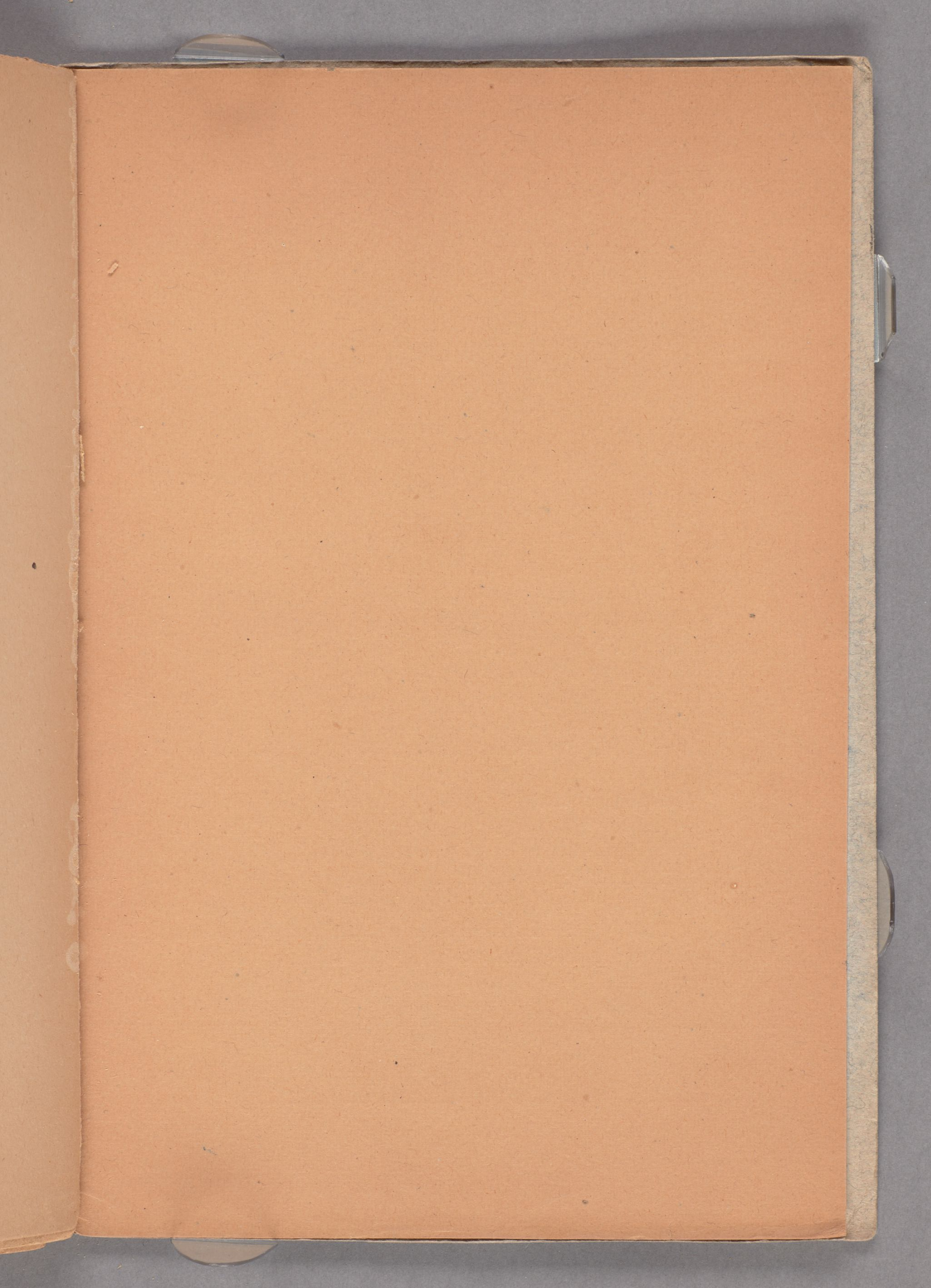
Genies aber, der erkennt, daß und was die Weltverhältnisse hier anders gebieten, war ihm nicht gegeben. Man darf ihm ein Wort, das er selber der politischen Leitung des Reiches entgegenschleudert, sie habe das Wesen dieses Krieges nicht begriffen, zurückgeben: er hat die strategische Aufgabe, die ihm gestellt war, niemals begriffen. Festigkeit ist eines der wichtigsten und edelsten Erfordernisse für einen Feldherrn. Aber es gibt einen Punkt, wo die Festigkeit zur Halsstarrigkeit wird und ins Verderben führt. Der wahrhaft bedeutende Mann ruft nicht mehr zum „Durchhalten“ auf, wo ein klarer Blick sieht, daß das Durchhalten keinen Zweck mehr hat. Nicht nur in der Entscheidung des Weltkrieges, sondern auch im Rapp-Butsch hat General Ludendorff mit dieser Parole Unheil über Deutschland gebracht. Das Rapp-Lüttwitsche Tollhaus-Unternehmen wäre schon am zweiten Tage zusammengebrochen und ohne tieferen Schaden vorübergegangen, wenn nicht wieder Ludendorff in der Reichskanzlei erschienen wäre und „Durchhalten“ gefordert hätte. Das kennzeichnet ihn auch als Strategen im Weltkrieg. Weshalb hat der Kaiser ihn dann in seine Stellung berufen? Die Antwort hierauf lautet: Was hätte es geholt, wenn man an der höchsten Stelle gewußt hätte, was man tat? Volk und Heer setzten ihr ganzes Vertrauen politisch und militärisch in Hindenburg und Ludendorff und verlangten ihre Berufung. Es blieb dem Kaiser nichts anderes übrig, als das Geschick des Landes dem Vorschlage des Reichskanzlers gemäß in ihre Hand zu legen. Mit diesem Tage und diesem Entschlusse war das Deutsche Reich verloren, und das darf nicht verschwiegen, sondern muß ausgesprochen werden. Das deutsche Volk muß wissen, was sein Feldherr im Weltkrieg gekonnt und was er nicht gekonnt hat. Die Leistungen unseres Volksherees und im besonderen unseres Offizierkorps zu Lande und zu Wasser sind in aller Weltgeschichte unvergleichlich und unsterblichen Ruhmes sicher in alle Ewigkeit. Der unglückliche Ausgang darf an unserer dankbaren Anerkennung nichts ändern. Der Führer ist es gewesen, der sich nicht auf das richtige Ziel einzustellen wußte und deshalb alles Geldentum zunichte gemacht hat.



---

J. C. Preuß, Berlin S. 14, Dresdener Str. 43.

---



17.20

41.

20

# Kautsky und Harden

von

Hans Delbrück.

Preis M. 3.20

Während in der vorliegenden Broschüre Prof. Delbrück politische und strategische Probleme während des Krieges kritisch durchnimmt, behandelt er in der Broschüre „Kautsky und Harden“ den Ursprung des Krieges und die Schuldfrage. Er weist darin nach, daß aus den amtlichen Aktenstücken, die Kautsky zuerst herausgab, und die danach die „Kautskypapiere“ genannt zu werden pflegen und aus denen dieser die vorwiegende Schuld der deutschen Regierung am Weltkriege abzuleiten suchte, das gerade Gegenteil hervorgeht. Da die zukünftige Ausöhnung der Völker sehr wesentlich von der Feststellung dieses Tatbestandes abhängt, so ist die Kautskysche Anklageschrift gegen Deutschland eines der schwersten Hindernisse für die Ausöhnung. Kautsky hat sich in einer Schrift „Delbrück und Wilhelm II.“ gegen die Delbrücksche Anklage zu verteidigen gesucht. Durch eine Vergleichung beider Schriften kann sich jeder Leser mit Leichtigkeit überzeugen, ob es mit Erfolg geschehen ist. Der zweite Teil über Maximilian Harden bringt eine Reihe von Enthüllungen über die Glaubwürdigkeit dieses Schriftstellers mit demselben Zweck, seinem gemeinschädlichen Treiben in der internationalen Publizistik entgegenzuwirken.

Verlag Karl Curtius in Berlin W 35



20

1



Kungl. biblioteket  
  
0 0000 000129038

35

